

VERDAR.
 Illustrierte Damen-Zeitung.

Inhalt: Käthe Grumbkow. Novelle von D. Duncker. (Schluß). — Fragmente aus der Kinderwelt. Von C. von Schwarzkoppen. — In der Hofen-Grute. Nach dem Gemälde von P. H. Levin. — Marcus Antiochus (mit Abbildungen). — Englische Wanderungen. Von Wilhelmine Buchholz. II (mit Abbildung). — Feine Küche. — Wirtschaftspaulereien (mit Abbildungen). — Beschreibung des colorirten Stahlstich-Modenbildes vom 1. September. — Schach. — Räthsel-Aufgabe Nr. 5. — Räthsel. — Quadrat-Räthsel. — Correspondenz. — Zur Herbst-Zaison.

Käthe Grumbkow.
 Novelle von D. Duncker.
 (Schluß.)

Frau Marten hielt sich bescheiden im Vorzimmer. Hans hatte die dunkelrothen Vorhänge zurückgeschlagen, um Käthe einzulassen, aber sie regte sich nicht; wie angewurzelt blieb sie auf der Schwelle stehen und überflog mit träumerischer Scheu das märchenhafte Bild.

Was sie jemals, in ihren vermessenen Träumen, von der Poesie der Schönheit geträumt, hier lag es greifbar vor ihr: ein Schritt, und sie stand mitten in dem Reich der Wunderblume.

Die Zurückbleibenden ehrten ihr Schweigen; leise ließ Hans die seidnen Vorhänge hinter ihr zusammenfallen; sie wußte nichts davon, daß sie allein im Reich der Schönheit zurückgelassen ward.

Jetzt erst blickte Ludwig auf. Langsam, andächtig, wie vor einer Erscheinung ließ er Pinsel und Palette sinken.

Wortlos traf ihn ihr träumender Blick.

„Psyche,“ flüsterte er kaum vernehmbar.

Wie sie da stand, die schlanke, knospende Gestalt, plastisch abgehoben von dem tieffarbigen purpurnen Hintergrunde, wie festgebant in stummer, erwartungsvoller Scheu, das reich hervorquellende Goldhaar von der Morgensonne glanzvoll bestrahlt, die feinen Hände still ineinander gelegt, war Käthe Grumbkow mit den ernstesten Augen ein Bild, so voll von mädchenhaftem träumerischem Liebreiz, daß es dem Meister wie eine Erleuchtung durch die Seele ging: „lebendig steht vor Dir, was Du gesucht: diese oder keine ist Deine Psyche.“ Ein tiefer Seufzer hob seine Brust, aber



Peter der Große. Von Antofolsky.

kein Wort verrieth seine Bewegung. Langsam erhob er sich und schritt ihr entgegen.

„Willkommen!“ sagte er einfach und reichte ihr die Hand. Sie schien seinen Gruß nicht zu bemerken, wenigstens erwiderte sie ihn weder mit Wort noch Bewegung; zwei große Thränen traten ihr langsam in die Augen und ein leise bebendes: „O wie schön!“ rang sich von ihren Lippen.

Lange führte Ludwig sie schweigend in dem Gemach umher. Auf dunkelrothem Damastgrunde hingen in reich vergoldeten Rahmen, in beweglicher Angel dem Licht zuwendbar, die Schätze seiner kleinen Privatgalerie: ein paar herrliche Niederländer, Spanier aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, Italiener der nachrafaelischen Zeit; an der gegenüberliegenden Wand Ludwig's eigene Werke, Studien und vollendete Gemälde, theilweis als Copien, theilweis als Originale von ihm aufbewahrt, eine Art Chronologie seines künstlerischen Lebensganges, die mit dem Porträtbilde seiner verstorbenen Braut begann und mit einer Nackenstudie der Aphrodite endete. Dazwischen unterbrachen kostliche orientalische Stoffe die Reihe der Bilder. Auch kostbare Bronzeabgüsse waren zwischen mächtigen Palmen aufgestellt; an buntfarbigen Seidenbändern hingen Lauten, Mandolinen und Gitarren aus zierlich gefasertem Holz mit Elfenbein und Perlmutter ausgelegt in lauschigen Winkeln des weiten Raumes. Wand- und Kaminschirme auf Seidengrund mit buntbesiederten Vögeln und tropischen Schlinggewächsen bemalt; ein Meisterwerk der Holzschnidekunst, eine

Bettlade aus dem Schlafgemach der Fugger, Trinkgefäße in Gold, Silber und kristallhimmernem Glas von den Festtafeln der Platner'schen Patrizierfamilie schichteten sich in scheinbar buntem Chaos, künstlerisch geordnet, durcheinander. Vor dem Mariabilde fand Käthe die ersten Worte; die gesenkte Fackel, die gebrochene Rose, die Ludwig dem Rahmen des Bildes nach dem Tode seiner Braut eingefügt hatte, erregten ihre Theilnahme; das Bild eines schönen Mädchens, um wenige Jahre älter als sie selbst jetzt war, hatte von allem, was sie bewegt, die erste Anwartschaft, ihr menschlich nahe zu treten.

Ludwig nannte ihr die früh Verstorbene. Jahre waren vergangen, seit er von ihr gesprochen, und eine eigenthümliche weiche Bewegung legte er unbewußt in den einst heißgeliebten Namen.

Käthe sah fragend zu ihm auf; es traf sie wie ein trauriges Geheimniß im Leben dieses Mannes.

„Ich erzähle Ihnen des Originals Geschichte, Käthe,“ erwiderte Ludwig bewegt ihrem fragenden Blick.

Das Mädchen erröthete bis an die Schläfen unter dem krausen Haar. Er schien es kaum bemerkt zu haben, daß ihm ihr Name über die Lippen geschlüpft war.

Maria — Käthe — er konnte nicht mehr Anfang noch Ende finden.

Unter dem Haupt der mediceischen Venus ließ er Käthe ausruhen; von dort hatte man, wenn auch entfernt, den vollen Blick auf das „Göttermahl im Olymp“; die unfertige Psyche schien von hier gesehen einer schwebenden lichtgrauen Wolke zu gleichen. Sehnsüchtig blickte Ludwig von dem Bild auf das holdselige Geschöpf an seiner Seite, aber es schien ihm unmöglich, das erlösende Wort zu finden; sobald er sprechen wollte, stellte sich Käthe's Ausspruch, den Hans ermittelt, wie eine unübersteigbare Schranke zwischen ihm und seine Wünsche.

Ein Geräusch in seinem Kabinet erinnerte ihn an Hans und Frau Marten's Gegenwart und daß ja Käthe eigentlich gekommen sei, um mit ihm über ihre nächste Zukunft zu berathen, „wie mit einem väterlichen Freunde,“ dachte er ein wenig bitter hinzu.

Käthe hatte sein langes Schweigen gar nicht bemerkt. Ihr Auge haftete an dem Bilde ihr gegenüber, vor das Ludwig sie noch nicht geführt.

„Und nun, Fräulein Grumbkow,“ sagte er endlich, „nachdem Sie so freundliche Theilnahme für mich gehabt, lassen Sie uns an Ihre Zukunft denken. Wie lauten Ihre Wünsche? Da Sie Tantow glücklich den Rücken gewandt, sollen Sie auch Freude und Nutzen aus Ihrer wiedereroberten Sphäre ziehen.“

„Ich habe schon an meinen Vater geschrieben. Wenn er meine Bitte erfüllt und mir die Mittel gewährt, ein Lehrentseminar besuchen zu dürfen, würde ich sehr glücklich sein; bis dahin wird sich wol ein Plätzchen — —“

„Bis dahin bleiben Sie bei uns, in unserm Schutz,“ warf Ludwig warm dazwischen.

Käthe sah tieftragend zu ihm auf, als wolle sie ergründen, ob dies Wort im Ernst gesprochen sei. Dann schüttelte sie das Haupt und sagte mit trauriger Bestimmtheit:

„Sie sind sehr gütig, aber das darf nicht sein. Ich bin schutzlos, alleinstehend wie eine Waise, ich habe Niemand, der für mich sorgen darf — — ich muß mir selbst Schutz sein.“

Der Ton, in den Käthe Grumbkow diese einfachen Worte sprach, das tiefe, unendlich schmerzliche Entsetzen, das traurige Auffichselbstgestellensein, das ohne Klage darin lag, war unfagbar rührend. Ludwig mußte ihre unausgesprochenen Gründe ehren; er suchte nicht, sie zu überzeugen, aber sein Blick flog mit gesteigertem Verlangen zu der grauen Nebelwolke, die seine Psyche andeutete. Nach einigem Nachsinnen kamen sie zu dem Entschluß, daß Käthe zu Professor Weber fahren und ihn um die Empfehlung eines Pensionats für Seminaristinnen ersuchen sollte. Gegen Abend wollte sie Ludwig dann selbst an den gewöhnlichen Aufenthaltsort geleiten.

Käthe blieb noch einen Augenblick stumm unter der mediceischen Venus sitzen, ob Ludwig noch ein Wort zu sagen haben würde, dann erhob sie sich und umfaßte mit langem Blick den Raum, als wolle sie Abschied nehmen für alle Zeit.

Ludwig berührte zaghaft ihre schlaff herabhängende Hand. „Weshalb wollen Sie schon gehen? Sie werden bald genug von uns geschieden sein.“

Sie lächelte traurig. „Wenn es sein muß, ist es besser, es geschieht bald.“ Es war ihr unbewußt entschlüpft, wie kurz vorher ihr Name ihm ahnungslos über die Lippen gegangen war.

Er erröthete nicht, wie sie zuvor, aber ein Leuchten flog über seine Züge, und ihre Hand, die er noch sanft in der seinen gehalten, fester fassend, führte er sie vor das Bild des Göttermahls. Er ließ ihr nicht Zeit zu eingehender Betrachtung. „Sehen Sie dort,“ sagte er mit gedämpfter Stimme, „die kaum entworfene Mädchengestalt? Das ist Psyche, die in süßer Scheu den festlichen Saal betritt, ihr Glück aus Aphrodite's Händen zu empfangen. Sie fragen, weshalb sie allein noch ohne Körper, ohne Farbe, ohne Leben ist —? Wollen Sie ihr geben, was ich bisher vergeblich gesucht — wollen Sie mir gestatten, aus Ihrem Angesicht Licht und

Leben auf meine Psyche zu zaubern, nach Ihren Zügen ein süßes Mädchenbild zu formen?“

Sie trat erschrocken einen Schritt zurück. Das hatte sie nicht erwartet. Sollte Hans dem Bruder ihr Frühlingsgespräch aus dem Tann erzählt haben, und er — hatte sie sich so schwer getäuscht — verachte er ihre Gedanken? Ihr erster Instinct war, zu fliehen, dem Fragenden nie mehr ins Auge zu sehen; doch vom Klange seiner Stimme magnetisch angezogen, schlug sie die Augen zu ihm auf und begegnete seinem ernstesten, milden, bittenden Blick. Eine tiefe Beschämung erfaßte sie; er konnte nichts Unrechtes, nichts Kränkendes im Sinne haben.

Er nahm ihr Erröthen, ihr stummes Abwenden für eine Weigerung. Hatte er sie mit seinem raschen Worte ganz verloren? Er fühlte, Käthe war nicht das Mädchen, eine Kränkung zu vergeben, und eine erdrückende Angst erfaßte ihn.

„Sprechen Sie,“ bat er, „ich habe Sie nicht beleidigt, nicht erzürnt?“

„O nein — ich glaube nicht — aber was Sie mich bitten —“

„Sie werden es thun? Wenn auch nicht für mich, doch für die Kunst, die Sie mit so warmem Herzen lieben!“

Sie schüttelte das Haupt. „O fragen Sie mich jetzt nichts,“ bat sie kaum hörbar. „Ich könnte vielleicht nicht nein sagen und möchte es dann bereuen. Heut' Abend — ehe ich aus Ihres Vaters Hause scheide.“

Ihre sichtbare Angst that ihm weh. Er unterdrückte die eigene Bewegung. „So sei es,“ sagte er freundlich ernst, und geleitete sie zur Thür.

Er hob die Falten des purpurnen Vorhanges, um sie hinauszulassen. Still, ohne noch einmal das Haupt zu wenden, schritt sie durch die Pforte. Er blickte einen Augenblick ihrer entschwindenden Gestalt nach, dann ließ er langsam den Vorhang zurückfallen und sank in einen Sessel, das bewegte Antlitz auf sein unvollendetes Werk gerichtet.

Bei Professor Weber hatte Käthe, ganz wider Gewohnheit, nicht unter ihrer Schüchternheit zu leiden. Wäre sie in einer weniger anomalen Gemüthsverfassung gewesen, sie selbst würde sich sicherlich am meisten darüber gewundert haben.

Mit ruhiger Sicherheit besprach sie ihre Angelegenheiten mit dem einst so scheu Verehrten, als sei es das alltäglichste Ding der Welt, seinen Rath in die Kreise ihres eigenen Lebens zu ziehen. Sie empfand es im Lauf der Unterredung allerdings mit leisem Staunen, daß von ihrer leidenschaftlichen Verehrung für diesen Mann nur ein ruhiges Achtungsgefühl übrig geblieben sei, aber sie schob diese Veränderung auf die Kränkung, die ihr die Nichtbeantwortung ihres Briefes zugefügt.

Sie war noch keine gute Psychologin, die kleine Käthe, mehr noch, sie wußte nicht, wie es den Quellen zu Muthe ist, wenn sie ihr Sonderdasein aufgeben, und der eigentliche volle Pulsschlag ihres Lebens im Zusammenfließen mit dem rauschenden Strome beginnt. Der moosige Waldgrund mit seinen bescheiden nickenden Blüthen ist vergessen, vergessen das stille Thal, die enge Bergschlucht, durch lebensvolle Ufer windet sich der Strom, an reichen Städten mit Kuppeln und Thürmen trägt er die Welle vorüber, und stolze Masten schaukeln auf seiner bewegten Fluth.

Der Mann, der Käthe Grumbkow mit nicht zu verkennender Bewunderung gegenüber saß, kannte das Gesetz der Quellen und Ströme desto genauer; er konnte ein leises Bedauern nicht unterdrücken, seinem versiegenden Strom aus Unachtsamkeit einen lebensverlängernden, frischsprudelnden Quell vorenthalten zu haben.

Käthe ahnte nichts von dem Gedankengang, den ihre anmuthige Gegenwart hervorgerufen; sie hörte mechanisch auf die Rathschläge Dr. Weber's, aber ihre Seele war noch in dem Eden, aus dem sie sich selbst vertrieben.

„Bald bist Du wieder einsam wie in Tantow,“ dachte sie schmerzlich bewegt, als sie von den empfehlenswerthen Einrichtungen eines Instituts hörte, das jedem Mitgliede seine volle Unabhängigkeit sichere.

Noch heut diese neue Heimath zu beziehen, schien indeß unmöglich. Weber's Zeit war durch den wissenschaftlichen Vortrag, den er am Abend in der Aula eines Gymnasiums in der W.-Vorstadt halten sollte, noch mehr als gewöhnlich beansprucht, so, daß Käthe's Einzug in das Pensionat für den kommenden Morgen festgesetzt wurde. Bis dahin versprach Weber das Nothwendigste zu ordnen.

Käthe schritt langsam durch die schon erleuchteten Straßen nach dem Helwig'schen Haus zurück. Sie war fest entschlossen, die Bitte des Malers abzulehnen, aber die Gründe zu diesem harten Entschluß lagen nicht hinter ihr, in jener kindisch herben Anschauung, die sich so unnatürlich früh bei ihr ausgebildet, sie lagen vor ihr, in einer unbestimmten Sorge vor der Zukunft, in der ahnungsvollen Furcht vor ihrem eignen Herzen.

Es war Niemand zu Haus als Frau Marten, als sie von dem Besuch bei Dr. Weber zurückkehrte. Die Alte hatte das junge Mädchen in ihr Herz geschlossen und sorgte mit mütterlicher Zärtlichkeit für Käthe.

Während sie ihr Hut und Mantel ablegen half, berichtete

sie, daß Herr Hans sich entschuldigen ließe, er habe Besuch aus Bonn bekommen, einen guten Freund, mit dem sei er ins Theater gegangen, aber der Herr Professor Ludwig habe sagen lassen, er würde sich zur Theestunde einfinden.

Käthe saß am Kamin und träumte. Um Jahre gealtert erschien sie sich in den wenigen Tagen, seit sie von dem stillen Boden Tantow losgerissen war und den Kampf mit dem Leben aufgenommen hatte. Aller Frohsinn, der trotz ihrer ersten Lebensrichtung so gern auf ihren frischen Lippen, ihrer reinen Stirn gelacht, war aus ihrem Antlitz verschwunden. Sie hatte die Hände still in einander gelegt und blickte sinnend in die aufblackernden und knisternd versinkenden Flammen; von Zeit zu Zeit schweifte ihr Blick mit traurigem Lächeln durch den schönen harmonischen Raum. Sie vergewärtigte sich, wie es sein würde, wenn der Herr dieses Hauses in wenigen Tagen heimkehrte und mit seinen Söhnen plaudernd in dem lauschigen Kaminwinkel sitzen würde; wie er den Worten seines gefeierten Sohnes lauschen, wie vielleicht auch einmal beiläufig ihr Name genannt werden würde.

Der große Meister saß dann wol an derselben Stelle, in demselben schwellenden Sessel vielleicht, in dem sie selbst jetzt lehnte, und sagte gleichgiltig: „Ich hätte sie gut für meine Psyche benutzen können, aber sie war kindisch, eigensinnig; nun, es wird sich eine Andere finden.“ Und Thränen standen ihr im Auge und tropften langsam durch die gefalteten Hände.

Vielleicht war sie in wenigen Tagen auch schon ganz vergessen, und nur Hans', des guten Kameraden freundliches Gesicht lugte ab und zu, Einlaß begehrend, durch den Thürspalt in ihr einsames Mädchenstübchen, in dem sie unter ihren Büchern vergraben saß, um all die trockene Weisheit in sich aufzunehmen. Seltsam, das Lernen, nach dem sie sonst so eifrig getrachtet, dünkte ihr jetzt wenig begehrenswerth. Wie anders war der Born des Wissens in dem lebendigen Wort Meister Ludwig's ihr zugeströmt; wie war in den wenigen Stunden des Beisammenseins ihre Anschauung gereift, ihr Gesichtskreis erweitert worden!

Wunderbar verlockend dünkte es ihr, Stunde um Stunde ihm still gegenüber zu sitzen, dann und wann ein Wort, einen edlen Gedanken zu vernehmen, ihn zu belauschen im Heiligthum seiner Kunst, sein Werk gefördert zu sehen und selbst ein winziges Theil dazu beitragen zu dürfen. Das Verlockende dieser Vision drohte ihr den Athem zu benehmen. Einen Augenblick war's ihr, als sei sie entrückt, schon mitten in ihrem holden Traumbilde, dann plötzlich war es verloschen und tiefe, einsame Nacht um sie her. Sie fuhr sich über die Stirn.

„Nein,“ sagte sie leise zusammenschauernd und preßte die Lippen aufeinander „nein — es darf nicht sein.“

„Nein?“ fragte da eine Stimme, dicht an ihrem Haupte, „Käthe Grumbkow, wirklich nein?“

Sie schrak zusammen; war es die Fortsetzung ihres Traumes, war es Wirklichkeit, daß Ludwig an ihrer Seite stand und mit unsäglich traurigem Ton ihre eigenen Worte wiederholte?

Sie wagte nicht, sich nach ihm umzuwenden. „Bitten Sie nicht,“ bat sie leise; „ich habe ja Niemand, der mir rath und hilft.“

„Ist es Ihnen denn so schwer, mir einen Wunsch zu erfüllen,“ fragte er erregt, „daß Sie erst Anderer Rath und Stütze dazu bedürfen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Weit schwerer, ihn nicht zu erfüllen“ — er wollte sie unterbrechen — „aber was Ihnen vielleicht ein geringer Nutzen für Ihr Werk, eine vorübergehende Kurzweil —“

„Ist Ihnen eine Dual. Sprechen wir nicht mehr davon.“

Er verließ mit finster gefalteter Stirn den Platz an ihrer Seite und ging mit ungleichen hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder.

„Das war's nicht, was ich sagen wollte,“ fuhr Käthe schüchtern fort, und Thränen zitterten in ihrer Stimme. „Ich — ich gehöre nicht in Ihre Sphäre, ich darf mich nicht hineinleben, weil ich sie bald wieder lassen muß! O können Sie mich denn nicht verstehen? Sie vergessen die Stunden, sobald Sie vorüber sind, — ich, ich — würde sie niemals vergessen können.“

„Käthe!“

„Und zudem —“

Er war vor ihr stehen geblieben, beugte sich tief zu ihr herab und fuhr fort: „Zudem habe ich gelobt, nur dem das Recht, meine Züge im Bilde festzuhalten, zuzuerkennen, dem ich einmal ganz angehören werde.“

„Wer — wer hat Ihnen das gesagt?“

„Der Tann und die Weischen. Wollen Sie es widerrufen?“

Sie senkte das Haupt.

„Wenn aber —“ und er ließ sich sanft an ihre Seite niedergleiten — „derjenige, der vor Ihnen kniet, dies liebe ernste Mädchenantlitz nicht nur der Kunst bewahren möchte, sondern alles daran geben würde, es für Zeit und Ewigkeit für sich zu besitzen — würdest Du auch dann noch nein sagen, Käthe Grumbkow?“

Sie schlug die Augen zu ihm auf und ließ sie tief in die feinen sinken. Dann schüttelte sie sanft das Haupt und sagte kaum vernehmbar: „Das kann ja nicht sein.“

„Das kann nicht sein,“ rief er jubelnd, seinen Arm sanft um sie schlingend. „Wenn Du nur willst, Käte — so ist es.“

Sie antwortete nicht gleich.

Ganz leise lehnte sie das blonde Haupt an seine Schulter und flüsterte bewegt: „Morgen komm ich zu Dir und alle Tage — immer — ewig — wenn Du willst!“

Er schloß sie fest in seine Arme und seine Lippen auf ihren frischhen Mund gepreßt, flüsterte er trunken das eine Wort, und wieder das eine: „Psyche, meine Psyche!“

Nach wenigen Jahren zerbrachen sich die Kunstfreunde und Richter diesseits und jenseits des Rheins die weisen Köpfe darüber, weshalb Ludwig Helwig nach seinem „Olympischen Göttermahl“, das das Entzücken der ganzen europäischen Welt hervorgerufen, sich plötzlich dem kleinen Genie zugewandt. Seine leidenschaftlichen Verehrer blieben freilich bei ihrem Ausspruch: „Meisterhaft, wie alles, was er schafft!“ „Unbedeutendes Genie!“ sagten seine Freunde, die es verdroß, daß ihr Stolz, der gefeierte Meister, scheinbar einen Schritt nach rückwärts gethan. „Das können Andere auch!“ meinten achselzuckend seine Feinde.

Er selbst behauptete mit selbigem Stolz, daß dies Bild in der ganzen reichen Vergangenheit, in der bunt zusammengefügten Gegenwart, in der noch unentschiedenen Zukunft der Kunst, von allen Bildnern der Welt nur er allein hätte schaffen können.

Er hatte es „Felicitas“ genannt, und auf der großen Herbstausstellung wollte es trotz allen Tadels, trotz der Vorwürfe, die man geneigt war, dem Meister zu machen, vor dem Bilde nicht leer werden.

Es stellte eine liebliche Gruppe dar, die Figuren in halber Lebensgröße, um ein schon leise verglimmendes Kaminfeuer versammelt, die vollen Lichtreflexe der aufzuckenden Flammen auf die blühenden lieblichen Gesichter vertheilt. In einem Sessel, das Füßchen auf einen Stab des Kaminsgitters gestemmt, sitzt eine junge blonde Frau in echter anmuthiger Fülle, mit ernstem und doch unsagbar glücklichen Augen; auf dem Schoß hält sie ein rosiges Mädchen, das kaum das erste Lebensjahr hinter sich haben mag, neben ihr auf dem Teppich spielen zwei dunkellockige Knaben. Die kleine Gruppe lauscht mit verhaltener Freude einer Thür entgegen, von der soeben eine Männerhand den purpurnen Vorhang zurückschlägt.

Das Bild war ein Geschenk Ludwigs an seinen alten Vater, der mit schwärmerischer Liebe an der jungen Schwiegertochter hängt.

Eine Kopie davon hat Johann Grumbkow sich erbeten, sie wird aber wol noch ein Weilchen auf sich warten lassen, da Meister Ludwig mit Aufträgen überhäuft ist und mehr Zeit, als der Gestrenge gegen sich selbst oft verantworten kann, mit seinem lieben Weibe und seinen Kleinen verbringt.

Wozu braucht Johann Grumbkow auch das Bild? Er reißt noch immer mit demselben rastlosen, ungekühlten Unternehmungsfieber heimathlos in der Welt umher. Wohin er kommt, ist sein erstes Wort: „meine schöne geistvolle Tochter, mein Schwiegersohn, der berühmte Helwig.“ Seine Taschen, die sich von jeher durch besondere Dehnbarkeit auszeichnen, sind stets mit den photographischen Nachbildungen der Bilder seines Schwiegersohnes überfüllt.

Auch nach Tantow ist der Ruhm des Mannes gedrungen, der das „Blasfütting“ heimgeführt. Ueber dem harten, steifelnigen Kanapee des Wohnzimmers hängt eine Photographie der „Felicitas“, und Jochen Lang macht sich ein besonderes Fest daraus, bei gelegentlichen Besuchen Pastor Krüger, der von Jahr zu Jahr grämlicher und verbissener wird, immer wieder vor das Bild zu führen, vermuthlich um ihm die christliche Nächstenliebe beizubringen, ihn zu lehren, sich am Glücke Anderer zu erfreuen. Aber Jochen Lang erzielt wenig Resultate mit dieser Pädagogik. Fritz Krüger läßt nach wie vor Gift und Galle über seine glücklicheren, zufriedeneren Mitmenschen herabfließen, und wenn Käte Grumbkow's Name genannt wird, ist das jedesmal das Signal zu einem leidenschaftlichen Ausbruch über die Sündhaftigkeit humanistischer, freisinniger Erziehung, die — wie man ja gesehen — zu heimlichen Entführungen und unchristlichen Ehen führe. Aber Jochen Lang läßt nicht mit sich spaßen. Fritz Krüger muß vor die „Felicitas“, bis der menschenfreundliche Seelsorger Tantow bald ganz den Rücken wenden wird.

Ludwig hat sich gleich in den ersten Monaten seiner Ehe eine eigene Felicitas gemalt, auf Käte's innigen Wunsch, als Pendant zu der todtten Maria.

Auf moosigem Waldgrund sitzt auf gefälligem Stamm ein blondes, den Kinderjahren kaum entwachsenes Mädchen. Ein perlgraues Kleid umschließt die zarte knospende Gestalt, Veilchen blühen an ihrer Brust, in dem reichlich quellenden Goldhaar. Sie sitzt am Rande eines frühlingdsuffenden Waldes; über dem tieferen Chausseegraben, der den Tann von

der Straße trennt, flattert eine blaue Libelle mit goldenem Flügelpaar, die Käte ein Jahr lang nicht ohne Ervöthen ansehen konnte, besonders wenn Hans zugegen war und mit Ludwig heitere, verständnisvolle Blicke tauschte. Ein energisches Veto legte sie aber doch gegen die realistische Auffassung ihres Gatten ein, und es gelang ihr auch, ihr Stimmrecht zur Geltung zu bringen. Sie bestand darauf, daß er das graue Kleid um ein paar Zoll länger über die weißen Strümpfe herab hangen ließ, als es in Wahrheit der Fall gewesen; Ludwig fügte sich widerstrebend, aber er rächte sich. Käte hatte verlangt, er solle das Bild „Mädchen im Tann“ nennen, er erklärt aber, daß er zwei Mal in einem Werke die lebenswarme Realistik dem kühlen Ideal nicht zu opfern gedächte, und schrieb in goldener Lapidarschrift das Wort darunter, das für ihn Wirklichkeit und Ideal vereinte, das eine Wort, das die Krone seines Lebens geworden: Käte Grumbkow.

Fragmente aus der Kinderwelt.

Von C. von Schwarzkoppen.

„Ly—da! Ly—da!“
Man könnte nervös darüber werden. Da steht er nun seit mindestens einer halben Stunde im Nachbargarten unter ihrem Fenster und ruht in ganz raffinierten Zwischenpausen ihren Namen hinauf.

Ja, in ganz raffinierten Zwischenpausen, denn er scheint dieselben zuweilen absichtlich zu verlängern, um Eimen glauben zu machen, er habe sich nun beruhigt und sei von daunen getrollt. Dann aber geht das Rufen unfehlbar von Neuem los.

Endlich öffnet sich im zweiten Stockwerk ein Fenster, und ein verwildertes schwarzhaariger Mädchenkopf schaut heraus. An diesem Kopf ist nichts schön als die Augen, und auch diese sind mehr frappant als schön. Frappant durch ihre dunkle wechselnde, bald ins Graue, bald ins Grünlüche schillernde Farbe und den rücksichtslos energischen, ich möchte sagen dämonischen Ausdruck, der in ihnen liegt. Im Uebrigen erscheinen die Züge plump, sinnlich, ja gemein.

„So höre doch endlich auf mit Deinem Schreien, ich komme ja doch nicht herunter!“ ruft das Mädchen mit einer schrillen kleinen Megärenstimme ihrem hartnäckigen Belagerer zu.

„Warum denn nicht, Lyda? Wir könnten so hübsch zusammen spielen,“ antwortet die sanftere Knabenstimme von unten.

„Weil ich bessere Gesellschaft habe als Dich. Du bist mir zu dumm.“

Das Fenster wird zugeschlagen, der Mädchenkopf verschwindet.

Der Knabe geht an den Nägeln kauend und häufig zurückblickend zwischen den Johannis- und Stachelbeersträuchern auf und nieder.

Es ist ein hübscher, wol entwickelter Knabe, guter Leute Kind, wie man auf den ersten Blick erkennen mag. Er wohnt in unserm freundlichen, von Rosen umrankten Hinterhause, sein Vater ist ein kleiner Beamter vom Gericht, seine Mutter eine accurate Frau, die große Stücke auf ihren Einzigen hält und ihm jeden Morgen einen reinen Krug anlegt; aber von dem Verkehr mit dem wilden Nachbarmädchen vermag sie ihn nicht zurückzuhalten. Sie hat nicht viel Zeit, ihn zu beaufsichtigen, da sie ihren kleinen Musterhaushalt ganz allein ohne Beihilfe eines Dienstmädchens besorgt. Und der Junge ist wie närrisch auf das Nachbarkind. Er sieht sein armes, blondes Pflögeschwesterchen Else, von der er sonst unzertrennlich war — man nannte die Kinder scherzweise die kleinen Siamesen — kaum mehr an, seit die Wittwe Lukas, die ehemalige Bäntelwäscherin, sich mit ihrer schwarzhaarigen Dirne in die sonst äußerst respectable Nachbarschaft eingeschuggelt hat. Es wird gut sein, wenn er erst in die Schule kommt, er geht ja nun auch bald ins siebente Jahr.

Richtig, da steht er schon wieder unter dem Fenster:
„Ly—da! Ly—da!“

Diesmal wird etwas rascher geöffnet. Die kleine Hummel scheint hinter der Gardine gelauert zu haben.

„Nun, was soll's denn schon wieder, Du dumme Junge?“

„Ich will wissen, wer bei Dir ist.“

Lyda lachte, statt zu antworten.

„Bitte, Lyda, sage es mir doch! Sind es die englischen Jungen?“

Und er begleitet seine Worte mit einem eifersüchtigen Blick. Eine kurze Pause des Besinnens von Lyda's Seite. Dann mit plötzlichem Entschluß: „Freilich, sind sie's.“

Es war eine Lüge. Ich hatte besagte Jungen — die Söhne des englischen Sprachlehrers, der mit Lyda's Mutter auf dem nämlichen Flur wohnte — erst vor einer Weile ausgehen und noch nicht zurückkommen sehen; auch wußte ich, daß ihnen der Verkehr mit Lyda unterlagt war, seit jene neulich Abends gewaltsam in das Schlafzimmer der Knaben eingebracht und vor ihren staunenden Blicken wie eine tolle Hexe auf einem Besenstiel herumgeritten war. „Ich habe sie tüchtig erschreckt, sie lagen wie die Mäuschen unter ihren Decken und wagten nicht, sich zu rühren!“ erzählte sie später triumphirend.

Aber Paul schien dies nicht zu wissen oder sich doch im Augenblick nicht daran zu erinnern.

„Was spielst Du denn mit ihnen?“ fragte er neugierig.

„Wir schießen.“

„Ich habe aber doch nicht knallen hören.“

„Wir schießen zum Hinterfenster raus nach bunten Papageien.“

Nach bunten Papageien! Die Vorstellung schien den guten Jungen doch ein wenig zu verblüffen.

„Man müßte sie aber doch auch von hier aus fliegen sehen,“ meinte er nach einer Weile mit aufsteigendem Scepticismus.

„Bewahre, die fliegen viel zu hoch. Aber Richard hat ein neues Gewehr, das noch höher schießt; das schießt bis in den Himmel hinein.“

Die kleine Aufschneiderin wurde immer dreister. Paul machte ein pfliffiges Gesicht. Bunte Papageien und ein Ge-

wehr, das in den Himmel schießt —! Nein, Lyda hielt ihn doch für gar zu einfältig. Aber er hütete sich, zu widersprechen, aus Furcht ihre Freundschaft zu verärgern; er legte sich lieber aufs Schmeicheln:

„Lydachen, laß Richard's Gewehr und komm zu mir herunter. Ich will auch Alles mit Dir spielen, was Du nur willst.“

„Gut! Willst Du Pferd spielen und mich den Kutscher sein lassen?“

„Ja, ja!“

„Und Hahn und Henne?“

Paul zögerte. „Muß ich denn aber wieder die Henne sein?“ fragte er kleinlaut. „Es paßt sich nicht für einen Jungen, im Korbe zu sitzen und zu gadern. Else hat mich neulich darum ausgelacht.“

Lyda schüttelte drohend ihre kleine Faust zum Fenster hinaus. „Das soll sie mir noch einmal versuchen! Das Puppengeißel! Natürlich bist Du das Huhn und ich der Hahn. Ich kann ja auch viel schöner krähen und mit den Flügeln schlagen als Du. Da höre einmal!“

Sie ahmte die Stimme des Hahnes nach in so hellen durchdringenden Tönen, daß einige Vorübergehende sich überrascht umsahen. Die Züge des kleinen Paul aber drückten eitel Respekt und Bewunderung aus.

„Ja, Du kannst es Lyda, Du kannst Alles! Aber nun komm auch! Und nicht wahr, zuerst spielen wir Pferd?“ fügte er bittend hinzu.

„Meinetwegen.“

Sie schoß vom Fenster weg und gleich darauf wie eine Rakete in den Garten hinein. „So, jetzt kann es losgehen. Wo sind die Leinen? Vorwärts holla hott!“

Der Knabe trabte, was er nur konnte, auf dem schmalen, ziemlich lang gestreckten Asphaltwege, der die Vorgärten der beiden Häuser von einander trennte; aber der Dirne ging es immer noch nicht flott genug. Sie schnalzte mit der Zunge, sie hieb mit der Gerte unbarmherzig auf ihn los. Dabei flog ihr vom raschen Laufen das Haar wirr um den Kopf, und die Enden eines grellrothen Bandes, das sie nachlässig um den Hals geschlungen trug, züngelten gleich feuerfarbenen Schlanglein in der Luft neben ihr her. Nie sah ich ein unhöheres Geschöpf, nie eines, welches deutlicher die Spuren seiner wüsten Abstammung verrieth. Was gab ihr nur die Macht über den so viel besser und freundlicher gestitteten Knaben, der ohnehin größer und älter war als sie? Bloss die wilde Knabenart, welche die seine überbot? — Ich hatte mir die Frage schon öfter vorgelegt.

Es war ein warmer Sommer, Lindenblüthe und Reseda dufteten von den Gärten herauf nach meinem Balkon, wo ich, erst kürzlich von schwerer Krankheit genesen, den größten Theil des Tages in angenehmem Nichtsthun verbrachte.

Die Stimmung während einer glücklichen Reconvalescenz aber hat viel Aehnliches mit der in der Morgenfrühe eines schönen Frühlingstages. Die Sinne sind frisch erschlossen, die lauten Stimmen des Lebens schweigen noch, wir merken auf das Kleine und Feine in der Natur, das sonst vielleicht unserer Wahrnehmung entgangen wäre, auf das Lied einer Grasmücke, den Duft eines Weichens, auf einen blühenden kleinen Käfer, der vergnügt zwischen thauigen Grashalmen emporschwirrt.

So interessirte mich auch das Treiben der Kinder, das ich von meiner grünmispennenen Warte ungestört beobachten konnte. Auch sie brachten fast ihre ganze Zeit im Freien zu. Nur zu den Mahlzeiten gingen sie hinein und Abends mußten sie erst durch das unerbittliche Schicksal, das ihnen in Gestalt ihrer Mütter erschien, nicht ohne einigen zeternden Widerstand getrennt werden.

Glückliche Zeit, wo nur die kurze Sommernacht den Traum eines vollgenügenden Daseins unterbricht! mußte ich oft dabei denken. Das Leben schreibt uns seine grausamen Gesetze noch nicht wie später mit ebernem Griffel in die Seele hinein, der Tag löst, was der Tag bringt und wir saugen am andern Morgen mit den jungen Vögeln ein neues Leben an.

Der sonnige Julinachmittag begann bereits längere Schatten zu werfen und die ersten kühleren Lüftchen machten sich auf, als die beiden Nachbarkinder sich noch immer im Garten jagten. Im Eifer des Spiels hatten sie den Ruf zum Besperbrot überhört. Das heißt, Paul hatte ihn überhört, denn die Wittve Lukas pflegte sich nicht eben viel um die Mahlzeiten ihres Töchterleins zu kümmern. Wenn das Mädel nicht rechtzeitig zur Stelle war, so mochte es sehen, wo es etwas zu essen bekam. Daß die Lyda nicht umkommen würde, mußte sie. Die socht selbst der Hunger nicht an, und im Notfall konnte sie die Obsttrücker im Garten bemaufen.

Aber die Frau Gerichtsssekretär Willmann hatte schon vor einer geraumen Weile für Paul und sein Pflögeschwesterchen Else einen Teller voll der schönsten Herzkrüchen auf die Bank vor dem Hinterhause gestellt. Else stand dabei und machte Paul allerlei schüchterne Zeichen, daß er kommen und seine Wespert mit ihr verzehren möge. Aber es war ein hoffnungsloses Bemühen. Der Knabe hatte nur für seine ausgelassene Partnerin Sinn. Er haschte und ließ sich haschen. Seine Augen glänzten, seine Kehle jauchzte vor Lust. Jetzt hatte er sie — jetzt hatte sie ihn. Wie zwei muthwillige Schmetterlinge flatterten sie hinter einander.

So war er schon unzählige Mal an Klein-Elfen vorübergefaßt, ohne weder sie noch ihre Krüchen eines Blickes zu würdigen. Sie mochte nun wol selbst die Fruchtlosigkeit längerer Wartens einsehen. Wie ein geduldiges Hausmütterchen deckte sie den Teller mit einem sauberen Tüchlein sorgsam zu. Zum Schutz gegen Fliegen und Wespen. Für sich allein mochte sie nicht essen, und es konnte doch sein, daß Paul sich später der verfallenen Mahlzeit erinnerte und dieselbe nachzuholen begehrte.

Else war eine rührende kleine Gestalt. Wie sie so da stand und nach dem treulosen Gefährten ausschaute, mit ihrer Puppe im Arm und in dem runden Kragenmütcheln von hellem Kattun, wie sich die Frauen aus dem Volke in Thüringen tragen, hatte sie ganz das Ansehen einer verlassensten kleinen Frau. Wie gern wäre sie zu Paul in den Garten gegangen. Wie hübsch hatten sie früher dort zusammen gespielt, indem sie kleine Beete und Wege anlegten und dieselben zierlich mit Buchsbaum besteckten. Aber seit Lyda da war, war dies immer seltener geschehen. Die wußte so viel andere Dinge anzugeben, bei denen Else ganz von selbst ins Hintertreffen gerieth. Sie konnte nicht so hegen und springen wie

jene, der es an ihrer ohnehin meist verwahrlosten Kleidung auf ein paar Risse mehr oder weniger nicht ankam. Im Gefühl ihrer Vereinsamung drückte Else ihre Puppe zärtlich ans Herz.

Lyda sah es und lachte.

„Reiß es doch mal her, das dumme Balg!“ rief sie, ihren Gespielen jählings im Stiche lassend und an die nichts ahnende Else herantretend. Diese wich einen Schritt zurück und deckte ängstlich den Zipfel ihres Mantelkragens über das Gesicht der Puppe.

„Pst — Lyda! Sie schläft.“

„Sie schläft!“ höhnte der Kobold. „Nein, Else, Du bist gar zu dumm. Solch ein Wachsgeßicht soll schlafen. Hörst Du es, Paul?“

„Sie kann aber doch die Augen zumachen,“ meinte der Knabe vermittelnd.

„Das wollen wir gleich einmal sehen. Oho, Else, ich thue ihr Nichts.“ Damit hatte sie dem erschrockenen Kinde seine Puppe fortgerissen und sprang, dieselbe hoch in die Luft schleudernd, in heller Schadenfreude davon.

„Paul! Paul!“ schrie Else. Es klang wie der Hilferuf eines Vogels, der sein Junges in frevelnden Ränberkrallen erblickt.

Paul setzte denn auch mannhaft hinter der Räuberin her.

„Gleich, Lyda, gibst Du der Else ihre Puppe zurück!“

„So hole sie doch!“

Eine wilde Hege begann. Nicht mehr im Scherz wie vorhin, es stand ein Preis auf dem Spiel, der die Leidenschaft nach beiden Seiten entseßelte. Das Mädchen war gewandter als der Knabe. So oft er sie zu fassen glaubte, wußte sie ihm durch eine unvermuthete Wendung zu entgehen. Dabei hielt sie die Puppe hoch über sich wie eine eroberte Fahne, die nun bald an diesem, bald an jenem Ende des Gartens auftauchte.

Else stand zitternd am ganzen Leibe, unfähig ein Wort zu sprechen. Nur ihre Augen folgten in angstvoller Spannung dem fühnen Zickzack, welchen das rosa Kleidchen ihres geraubten Lieblings in den Lüften beschrieb. Mir selbst, daß ich es nur geteue, ward etwas bange um den glücklichen Ausgang des Kampfes. Sollte die freche Dirne wirklich ihren Willen behaupten? Spottende Willkür den Sieg davon tragen über gutes Recht? Und wie leicht konnte die Puppe dabei zu Schaden kommen. Sie brauchte nur gegen einen Baum zu fliegen —

Krach! Da war es geschehen! Mit zerborstenem Kopf und gebrochenen Gliedmaßen lag das unglückliche Geschöpf am Boden. Lyda hatte die schlimme That absichtlich vollführt in dem Augenblick, da sie ihre Kräfte ermatten fühlte und sich von Paul in die Enge getrieben sah.

„Ach, meine arme, arme Puppe!“ jammerte Else, entsetzt herbeieilend und mit blassem, von Thränen überströmtem Gesicht neben der Verunglückten niederknieend. Sie nahm sie in ihre Arme, sie untersuchte ihre Schäden, sie strömte — unbekümmert um Lyda's spöttische Gegenwart — eine Fülle der rührendsten mütterlichen Liebtönlungen über sie aus.

Paul aber gerieth beim Anblick dieses Jammers in heftigen Zorn gegen die böshafte Urheberin desselben. Drohend hielt er ihr seine geballte kleine Faust vor die Augen: „O Du schlechtes, häßliches Mädchen, Du! Nie — in meinem ganzen Leben nicht — spiele ich wieder mit Dir.“

Lyda zuckte verächtlich die Achseln. „Morgen bist Du ja doch wieder da!“

„Nie — nie!“

Er wandte ihr stramm den Rücken und ging mit Elschen ins Haus, indem er tröstend ihren Nacken umschlang. Die Kleine lächelte beglückt durch all ihren Schmerz. Welch ein wunderbar Ding ist es doch um die Liebe!

Elsens Puppe war eine ganz gewöhnliche Puppe gewesen. So eine mit Flachshaar und dunnen blauen Glasaugen, wie man sie für wenige Groschen in jedem Spielzeugbazar kaufen kann. Sie hatte auch schon durch Alter und Zärtlichkeit sehr gelitten. Die einst rothen Wangen erschienen wie ausgewaschen, was ihr ein gedunzenes bleichsüchtiges Ansehen gab. Aber Else liebte die Puppe und, was geliebt wird, hat bekanntlich keinen Preis.

Diese Erfahrung sollte auch ich am andern Morgen wieder machen. Die Erinnerung an die tragische Gartenecene war mir in die Nacht hinein gefolgt, und um nun endlich davor einschlafen zu können, hatte ich den beruhigenden Entschluß gefaßt, Klein-Else durch das Geschenk einer neuen Puppe für ihren Verlust zu entschädigen. Wie freute ich mich schon im Voraus auf die frohe Ueberraschung des Kindes! In aller Frühe wurde ein Bote abgesandt an das große Spielwaarenmagazin von Heinze und Compagnie am Anger, um eine Auswahl der schönsten Puppen zu holen. Begierig packte ich dieselben aus. Himmel, wie doch selbst in der Puppenwelt der Luxus seit unsern Kindertagen gestiegen war!

Wie einfach und anspruchslos waren noch unsere Amalien, Emilien u. s. w. gewesen und welche glückliche Stunden hatten wir gleichwol mit ihnen verlebt! Ein Hemd, ein Röckchen, ein solides Wachsgeßicht —



Christus als Gefangener. Von Antokolsky.



Iwan der Schreckliche. Von Antokolsky.

und die Aussteuer war fertig. Diese Puppen von Herren Heinze und Compagnie aber waren Modedämchen vom reinsten Wasser. Seidene Roben, zierliche Stiefelchen, modische Hüte, Schirme, Fächer — man sollte es gar nicht für möglich halten, daß Puppen so viele kostspielige Bedürfnisse haben.

Ich wählte schließlich ein Fräulein in hellblauem Sammet mit einem feinen Florentiner Strohhut und langen braunen Haarflechten. Ein Ding zum Verlieben, wie ich meinte, selbst für ein verwöhntes Kinderherz. Für Klein-Elschen aber, die angenommene Waise, gewiß ein nie geahnter, köstlicher Besitz.

Kaum konnte ich die Zeit erwarten, da die Willmannschen Kinder in den Garten zu kommen pfliegen. Paul erschien zuerst, sauber gekämmt und gewaschen wie stets, mit runden rosigen Wangen, jeder Zoll der stattliche Haussohn, an dem weder Pflege noch Mühe gespart wird.

Peisend, die Hände in den Hosentaschen, patrouillirte er den Hauptweg des Gartens auf und nieder. Es lag eine nicht ganz absichtslose Gleichgültigkeit in seinem Verhalten, die ihn jedoch nicht hinderte, zuweilen verstoßene Blicke nach dem Nachbargarten zu werfen, an dessen eisernem Gitter Lyda, ebenfalls in scheinbarer Unbefangenheit, ihre müßigen Turnkünste übte.

Ich rief mir den Knaben heran. „Wo hast Du Dein Schwesterchen, Paul? Wird sie bald herankommen?“

„Sie hilft der Mutter Schoten ausmachen,“ erwiderte er. „Nachher muß sie erst noch meine Spielsachen wegräumen.“

„Ei, thust Du das nicht selbst?“

Er sah mich verdutzt an.

„Nein, das thut die Else immer.“

„Nun so sage ihr, wenn sie damit fertig ist, daß sie einmal zu mir hereinkomme. Ich habe Etwas für sie.“

Die letzten verheißungsvollen Worte schienen ihre Wirkung nicht zu verfehlen. Wenigstens sah ich den Knaben gleich darauf höchst eifertig im Hause verschwinden und nach kurzer Frist mit Elsen wieder herankommen.

Darauf klopfte es leise an meine Thür, so leise, wie man sich denkt, daß kleine Elsenfinger klopfen. Ich öffnete selbst.

„Komm nur herein, Elschen, und fürchte Dich nicht. Was macht Deine arme Puppe?“

„Ich kann sie nicht aus dem Bett nehmen,“ erwiderte die Kleine traurig. „Mutter hat sie geleimt und verbunden, aber es will nicht halten.“

„Da möchtest Du wol eine schöne neue Puppe haben?“

Sie schüttelte stumm den Kopf.

„Aber warum denn nicht, Elschen? Sieh, ich habe diese für Dich gekauft. Gefällt sie Dir?“

Ich hielt ihr das blaumantene Wunderwerk verlockend entgegen. Sie zögerte, es zu nehmen.

„Nun, ist sie nicht schön?“ fragte ich verwundert.

Sie nickte.

„Aber Elschen, was fehlt ihr denn?“

„Ich kann sie nicht so lieb haben!“ stotterte das Kind, über und über erröthend, während seine Augen sich plötzlich mit Thränen füllten und die Unterlippe bedenklich zu zucken begann.

Gerührt nahm ich sie auf meinen Schoß.

„Ach, Du treue kleine Seele!“ dachte ich. „Du wirfst es in der Welt nicht weit bringen.“

Aber ich redete ihr zu, das Geschenk anzunehmen, indem ich ihr klar zu machen suchte, wie der Besitz des sammtnen Fräuleins sich gar wol mit den Rücksichten für die alte Invalidin vereinigen ließe. Sie schien mich nur halb zu verstehen. Erst als ich alle Vorzüge meiner Gabe einzeln vor ihren Augen spielen ließ, klärte sich ihre Miene ein wenig auf.

„Ich will sie Paul zeigen,“ sagte sie.

„Thu das, mein Kind!“ entgegnete ich, ihr die Puppe einhändig und sie beruhigt von meinem Anie entlassend, denn ich glaubte, die praktischen Lebensansichten des jungen Herrn genugsam zu kennen, um von seiner Seite keinen Succurs für Elsens zarte Bedenlichkeiten fürchten zu müssen.

Mit einem Knix und einem leise gestammelten Dank war die Kleine zur Thür hinaus. Ich sah, wie der Knabe sie draußen mit erwartungsvoller Neugier empfing. Die Beiden steckten eifrig flüsternd ihre Köpfe zusammen — Paul schien die seine Puppe sehr zu bewundern.

Unterdesen aber hatte sich Lyda, die etwas Außergewöhnliches ahnen mochte, ihnen unbemerkt genähert. Sie warf einen begehrlischen Blick über Elsens Schulter hinweg auf das neue Spielzeug und mochte dabei wol mit ihrem Athem die Wange der Kleinen streifen. Denn diese fuhr erschreckt zusammen.

„Paul, laß uns gehen!“ stammelte sie, den Arm ihres Gefährten ergreifend.

Paul wandte sich barsch nach der Lauscherin um. „Was suchst Du hier, Lyda? Mach fort!“

„Ich kann im Garten sein, wo ich will,“ versetzte das Mädchen trotzig.

„Aber wir mögen Dich nicht! Komm, Else! Laß sie die schöne Puppe nicht sehen!“

Lyda lachte. „Als ob ich mir aus Eures Puppenkram etwas machte! Da weiß ich doch bessere Dinge, um mich zu amüsiren. — Richard hat mir auch ein Rothflehchenest im Garten gezeigt,“ setzte sie, sich zum Abgehen wendend, listig hinzu.

„Wa—s?“ fragte Paul, indem er stehen blieb und seinen

„Ja doch! Aber geh nur voran! Ein Rothflehchenest —“

Das Wort schien wie ein Zauber auf ihn zu wirken.

„Wo ist es denn?“ fragte er, sich plötzlich nach Lyda wendend und mit seiner ganzen angenommenen richterlichen Würde brechend.

„Das werde ich Dir grade sagen,“ spottete diese. „Ich bin Dir ja nicht mehr gut genug. Geh doch hin, Elsen ihre Puppe wiegen! Richard ist ein ganz anderer Junge als Du.“

„Nein, laß mich, Else! Ich will nur einen Augenblick — ich komme gleich —“

Lyda, ohne ihr Spiel darum zu unterbrechen, hatte doch den kleinen Kampf zwischen den Geschwistern deutlich beobachtet. Jetzt machte sie Miene den Garten zu verlassen. Wie der Blitz war Paul an ihrer Seite.

„Sage mir nur Eines, Lyda —“ flüsterte er athemlos — „sind bloß Eier darin oder wirkliche lebendige Junge?“



In der Hopfen-Ernte. Nach dem Gemälde von Ph. Levin.

Arm unwillkürlich aus Elschens umspannenden Fingern befreite.

Lyda that, als ob sie es nicht hörte. Sie vergnügte sich in einiger Entfernung damit, wie eine Elster auf einem Bein zu hüpfen, wobei sie mit seltener Virtuosität einen kleinen Kieselstein mit der Fußspitze vor sich herschnellte. Paul sah ihr tief sinnig zu. Unter andern Umständen würde ihr Thun ihn unwiderstehlich zur Nachahmung gereizt haben, jetzt aber — „Komm, komm!“ drängte Else. „Du hast versprochen, mit mir zu gehen.“

„Aber Richard will auch nichts mehr von Dir wissen,“ sagte Paul eiferfüchtig.

„So? Und warum hätte er mir denn das Nest gezeigt?“

Der Knabe stutzte sichtlich vor diesem Argument.

Aber Elschen zupfte ihn ängstlich am Rock. „Glaub' ihr nicht, Paul! Es ist gewiß gar kein Nest da.“

„Aber wenn nun eines da wäre!“ meinte er unschlüssig.

„Ich habe noch nie ein Rothflehchenest gesehen.“

„Es wird aussehen wie ein anderes Vogelnest auch. Komm nur!“

„Wirkliche lebendige Junge.“

„Bitte, zeige sie mir!“

Es ist eine nichtsnutzige Welt. Selbst in der Kinderwelt kein Verlaß mehr auf Recht und Gerechtigkeit. Lyda triumphirte und Elschen hatte ihr Spiel verloren. Traurig und beschämt schlich die Kleine ins Haus zurück, um sich den ganzen Tag über nicht wieder blicken zu lassen. Aber so lange die Sonne am Himmel stand, hörte ich die hellen jauchzenden Stimmen der beiden Anderen. Sie hatten sich noch nie so gut zusammen vertragen. — —

Ein Sommertag um den andern kam und ging. Die Kinderpiele im Garten dauerten fort, aber Paul, dem das Gewissen doch ein wenig schlagen mochte, trug Sorge, Elfen jetzt öfter mit hinein zu ziehen. Auch Lyda zeigte sich geschmeidiger gegen dieselbe; Befehl macht Freunde, und wenn die Kleine mit ihrer schöngeputzten Puppe draußen erschien, konnte man sicher sein, jene — d. h. Lyda — gleich darauf wie eine zubringliche Wespe um sie herumschwärmen zu sehen. Freilich vorerst noch ohne sonderlichen Erfolg. Denn Elfen, durch Schaden gewöhnt, mißtraute der plötzlichen Freundschaft und wußte ihren neuen Schatz besser als den alten zu hüten.

Da kam eines Tages Paul mit niedergeschlagener Miene und tiefen blauen Schatten unter den Augen in den Garten. Lyda erwartete ihn schon und sie begannen Ball mit einander zu spielen.

„Ach, Du bist faul!“ hörte ich plötzlich das Mädchen sagen. „Man kommt ja mit Dir nicht vom Fleck. Eine Schnecke istinker als Du.“

„Sei nur nicht böse, Lydchen,“ erwiderte er in kläglichem Ton. „Ich muß mich mal ausruhen. Es flirrt mir so vor den Augen.“ Er lehnte sich müde und sichtlich unwohl an einen Baum, der Ball entglitt seiner Hand.

Sie nahm ihn auf und begann für sich allein zu spielen. „Steh, wie hoch ich werfen kann!“

Indem gingen die beiden kleinen Engländer durch den Garten. Steife junge Herren mit langen ernhaften Gesichtern und blendend weißer Wäsche.

„Guten Tag, master John! Guten Tag, master Dick!“ rief Lyda, welche diese förmliche Anrede dem Dienstmädchen der Familie abgeläufigt haben mochte, eilig herbeilaufend.

John, des väterlichen Verbotes und seiner eignen Würde eingedenk, ging stramm seines Weges, ohne den Gruß zu erwidern, aber Richard, der jüngere und empfänglichere der beiden Brüder, sah sich verlohnen und sichtbar geschmeichelt nach der kleinen Versucherin um.

Sie zeigte ihm fragend den Ball. Ein stummes Verneinen mit dem Kopf, von einem bedauernden Seitenblick auf den brüderlichen Mentor begleitet. Nun wußte sie schon, woran sie war und kehrte lachend und befriedigt an ihren Platz zurück. Was heute nicht ist, kann morgen geschehen —

„Aber Paul, warum bibberst Du nur so curios?“

„Ich will doch lieber hineingehen,“ antwortete der Knabe, sich resignirt zusammenraufend.

Er wandte mit unsichern Schritten dem Hause zu. Auf der Schwelle sah er sich noch einmal um. Ahnte er, daß er von der lachenden blühenden Welt da draußen für lange — vielleicht für immer Abschied nahm?

Noch am nämlichen Tage verbreitete sich in der Nachbarschaft die Kunde, daß der kleine Paul Willmann bedenklich erkrankt sei.

In unserer Stadt herrschte eine Scharlachepidemie, welche eine große Anzahl von Kindern hinraffte. Täglich konnte man im Anzeiger die herzbewegenden Nachrichten lesen: „Unser einziges Kind“ — „Unser liebliches Töchterchen“ — „Unser hoffnungsvoller Knabe“. — Wir in unserm lustigen Viertel hatten bisher gehofft, von der Seuche verschont zu bleiben und uns in verhältnismäßiger Sicherheit eingewiegt. Wer aber konnte nach Paul's Erkranken noch wissen, ob der böse Feind nicht schon die Grenze überschritten hatte?

Der Arzt hielt den entscheidenden Ausspruch noch zurück. „Es sei kein Ausschlag vorhanden und die Krankheitssymptome widersprechen sich.“ Aber im Uebrigen konnte er nichts Gutes berichten. Der Knabe fieberte unausgesetzt und selbst dem Laien mußte danach der Ausgang zweifelhaft scheinen.

(Schluß folgt.)

Marcus Autokolsky.

Es war im Jahre 1878. Zum dritten Male hatte Frankreich Kunst und Industrie der ganzen gebildeten Welt zu einem Wettkampf aufgefordert, und ein vielgeheiltes Völkertrom stürzte unablässig auf Paris zu, auf der Weltindustrie-Ausstellung die Fortschritte der Menschheit zu beobachten oder Theil zu nehmen an dem Bemühen, eben jenen Fortschritt durch Ausstellung von Cultur-Erzeugnissen und Kunstgebilden zu documentiren. Die Exposition bot schon in den ersten Tagen nach der Eröffnung ein Bild von fast überwältigender Fülle und Großartigkeit.

Es war spät Nachmittags, als eine kleine Gesellschaft befreundeter Künstler und Kunstfreunde, Herren und Damen, die „Russische Abtheilung“ verließ und in erregter Stimmung, durch lebhafteste Unterhaltung befundet, einen der langen Außencorridore hinabschritt.

„Lassen Sie uns in die frische Luft hinausstreten, meine Herren,“ bat eine junge geistvoll blickende Dame, die am Arm eines künstlerisch aussehenden Mannes dahinschritt, „mir haben die eben durchlebten Stunden fast allzuviel zu sehen und zu denken gegeben. Ein Stündchen Ruhe also und — ein Tropfen Wein!“

„Freilich!“ rief ein dunkelhaariger Franzose, lebhaft geistreich. „Gehen wir in den Pavillon Perlets und erfrischen wir uns an einem Hauch kühlen Abendwindes und einem Glase Margaux. Wir haben beides redlich verdient.“

Allgemeine Zustimmung folgte diesen Worten, und bald war die kleine Gesellschaft, behaglich gruppiert, in dem genannten Pavillon untergebracht; man nahm Erfrischungen; verabredete, zur Entlastung der Gemüther eine Stunde lang jedes Kunstgespräch zu vermeiden und war doch schon nach zehn Minuten wieder in der lebhaftesten Conversation über eben Gesehenes und Erlebtes begriffen.

„Jede der europäischen Nationen, die wir heute hier vertreten sahen,“ rief ein feurig blickender älterer Herr, „hat offenbar mit ernstem Fleiß, wenn auch nicht jede mit gleichem Glück, daran gearbeitet, eine unabhängige Kunst zu begründen, durchaus entsprechend den eigenen Aspirationen, dem eignen Volkscharakter und eingebornem Genie, doch keine so eclatant, wie die russische Nation!“

„Es ist wahr!“ bestätigte die junge Dame, die das Gespräch eingeleitet hatte. „Die Erscheinung ist wahrhaft erregend! Eine völlige Umwälzung, eine vollständige Losreißung von aller Tradition, allem Formalismus! Nirgend

aber frapperter als in den Werken Autokolsky's. Er ist wirklich der berufene Repräsentant des 'Neuen Rußland!'“

„Autokolsky — in der That! — Bewunderungswürdig! Welche schöpferische Freiheit und Selbständigkeit! — Welche Genialität in der Wahl des Vorwurfs! — Und diese nie rastende Productivität — staunenswerth!“

So schwirrten die Ausrufe der verschiedenen Mitglieder des kleinen Cercles herüber und hinüber; in diesem Punkte fühlten sie alle einig, und von jetzt an beherrschte der russische Künstler — ohne gegenwärtig zu sein — das Gespräch der Gesellschaft. Er war, bisher fast unbekannt im Auslande, mit nicht weniger als zehn großen Sculpturwerken aufgetreten, alle so eigenartig in der Conception, so kühn und rücksichtslos in der Gestaltung, so voll seelischen Ausdrucks und ethischer Wucht, daß die Kunstfreunde und Gelehrten erst eine Zeit lang wie verwirrt vor denselben standen, ehe sie in Laute aufrichtiger tiefer Bewunderung ausbrachen. Sein „Gefesselter Christus“, sein „Sterbender Sokrates“, sein „Zwan der Schredliche“, „Peter der Große“ und alle übrigen ausgestellten Werke des genialen Meisters lockten vom Morgen bis zum Abend die Menge der Besucher heran, und der Platz um die Bildwerke wurde nicht leer von solchen, die der Künstler mit seinen Schöpfungen theils verlegte und abtheilte durch schonungslosen Realismus der Darstellung, theils entzückte und festelte durch die Neuheit und kühne Unabhängigkeit seines künstlerischen Verfahrens.

Kein Wunder also, daß auch der kleine Cercle im Pavillon Perlet sich lebhaft mit dem neuaufgetauchten Stern beschäftigte und schließlich den lebhaftesten Wunsch empfand, Kenntniß auch von seinem äußeren Leben, seinem Bildungsgange und der Genesis seiner Schöpfungen zu erhalten.

„Von ihm selbst wird nichts zu erfahren sein,“ bemerkte hierzu einer der Anwesenden, „denn er ist unzugänglich und schweigsam, und nur Wenige dürften von seinem Vorleben wissen; höchstens von unsern Freunden, Jaak Pawlowsky — ich sah ihn wiederholt mit Autokolsky durch die Säle gehen — und wenn dieser . . . doch siehe da! Wahrhaftig! Die alte Erfahrung: quand on parle du loup — hier kommt Pawlowsky selbst!“ Der Angerufene trat näher, freute sich, werthe Bekannte beisammen zu finden, bestellte eine halbe Flasche Burgunder und war, als man ihm sagte, was man von ihm erwartete, ohne Zögern bereit, zu erzählen was er wußte.

Aber es ist kein angenehmes Bild, welches ich Ihnen da skizziren werde, düster vielmehr und herzbedrückend, doch Sie werden davon um deswillen weniger peinlich berührt werden, weil Sie heute gesehen haben, daß der Weg seines Lebens, ob auch durch Dornen und Gestrüpp, ob auch unter glühender Sonne und tausend Entbehrungen doch endlich auf der Höhe, im Tempel des Nachruhms — ausgeht. Also hören Sie:

Der Vater Autokolsky's war ein armer, schwergeplagter sorgenvoller Jude, der, im jämmerlichsten Stadtviertel von Wilna lebend, für sich und seine zahlreiche Familie unter taufend Mühen und Demüthigungen kaum das trockne Brot zu erwerben vermochte. Unter den Kindern war das bemerkenswertheste der älteste Sohn, ein schmächziger, unbeholfener, kränklicher Junge mit einem scharfgeschnittenen Gesicht von gedankenvollem Ausdruck. Er hieß Marcus, und seit er laufen konnte, war Hantiren mit Kreide, Kohle und anderen Farbstoffen fast seine einzige, jedenfalls seine Lieblingsbeschäftigung. Wo er saß, stand oder ging, bemalte er Fußboden, Wände, Thüren und Tische; kein Verweis, keine Strafe konnte ihn davon abschrecken. Stoisch nahm er Scheltworte und Schläge hin, und wenn der Sturm vorüber war, rieb er mit zerstreuter Miene die schmerzende Stelle des Körpers und — tröstete sich mit einer neuen Zeichnung!

Einst als der Vater, zum Sabbath heimkehrend, den Stolz des Hauses, den frischgeweißten Ziegelsteinofen im einzigen Zimmer der Hütte durch eine gigantische Kohlenzeichnung verunziert fand, ergrimmte er so sehr, daß Büsse und Hiebe kaum mehr als Aequivalente der ungeheuerlichen Frevelthat erachtet werden konnten; gleichzeitig aber erkannte er, daß die Leidenschaft seines unglücklichen Sohnes für die Kunst jeder Repression spottete, und so entschloß er sich kurz, durch Wahl eines Lehrmeisters das Talent wenigstens in die Bahn zum Gelderwerb zu leiten. Marcus trat als Lehrling bei einem Holzschneider ein. Mit rastlosem Eifer eignete er sich in kürzester Frist die Geheimnisse des Handwerks an, formte und schnitzte mit leidenschaftlicher Hingebung, und bald handhabte er Schnittmesser, Stichel und Kaspel so geschickt, daß er die Aufmerksamkeit von Kennern und Kunstliebhabern auf sich zog. Es fand sich in der Person des Gouverneurs von Wilna, General Nazimoff, sogar ein Gönner, der ihm den Eintritt in die kaiserl. Kunstakademie zu St. Petersburg eröffnete.

Ein heiß ersehntes Ziel war hiermit für Marcus erreicht: er war Akademie-Schüler und konnte, ob auch unter Hunger und Kummer (denn seine Substanzmittel waren fast gleich Null), nach dem Höchsten in der Kunst ringen. Sein eiserner Wille, seine absolute Hingabe an die Kunst, sein nicht zu ermüdender Fleiß mußten — dessen war er gewiß — ihn endlich Alles erreichen lassen. Freilich an die Vorbilder, welche ihm die Leiter der Akademie, die damals berühmtesten Künstler Rußlands, in ihren eigenen Werken stellten, durfte er sich — das erkannte er bald — nicht halten. Im Kunstleben der Akademie herrschte der Teufel des Pseudo-Classicismus unumschränkt. Originalität, Darstellung des wirklichen Lebens, Naturwahrheit, realistische Wiedergabe des Geschehenen waren als vulgär und herabwürdigend verpönt; mythologisches und allegorisches Formelwesen schnürten Geist und Hand der Schüler in unlösliche Bande ein.

Für die Bildhauerkunst namentlich gab es keine andere Aufgabe als die Verherrlichung der Selben des officiellen Rußlands unter mythologischer Maske, und so waren unter den Händen der gefeierten Künstler damaliger Zeit Bitaly, Pimenoff, Dolzoy, Baron Klodt eine Anzahl von Sculpturwerken hervorgegangen, die, ob auch technisch lobenswerth, vom Gesichtspunkt künstlerischen Schaffens, der künstlerischen Conception absolut werthlos erachtet werden mußten.

Gegen diesen tyrannischen und innerlich hohlen Formalismus bäumte sich die gedrückte aber nach Freiheit und wahrer Kunst lechzende Seele auf, und in leidenschaftlicher Opposition schuf er — ganz insgeheim — ein Werk, das der herrschenden Richtung so feindselig gegenüber stand, wie das

Feuer dem Wasser, ein Holzschneidbild, darstellend einen armen verhungerten jüdischen Schneider, der in Mütze und Kasan kreuzbeinig darsaß, ganz aufgehend in dem Bemühen, eine Nadel einzufädeln. Eine bewunderungswürdige Naturtreue war über das Werk ausgegossen, ein eminentes Talent offenbarte sich, und die staunende Bewunderung war allgemein unter allen, die das Bildwerk sahen. Freilich kümmerten sich nicht viele darum, die großen Akademie-Professoren am wenigsten! Aber Marcus fühlte sich dadurch nicht beirrt; er war auf dem rechten, auf seinem Wege zum Ziel, und schon im nächsten Jahr vollendete er ein zweites Hautrelief, diesmal aus Holz und Eisenbein: einen Geizhals, der sein Geld zählte; und mit diesem Werke von außerordentlicher Naturwahrheit der Gebehrde, von unnachgiebiger Realistik in Detail und Costüm steigerte er die Bewunderung seines Talentcs, die Abneigung der Anhänger des alten Systems, steigerte er vor Allem die Erwartung größerer und größter Schöpfungen aus seiner genialen Hand.

Doch mußten diese Erwartungen sich gedulden, denn es vergingen fünf Jahre, bis der mit der Noth des Lebens aufs Bitterste ringende Jüngling ein epochemachendes Hauptwerk schuf: Zwan den Schredlichen.

Das Bildwerk kam unter unendlichen Schwierigkeiten zu Stande. Autokolsky hatte natürlich kein Atelier: er bat um eins in der Akademie — vergebens! Er bat um die Erlaubniß, während der Ferien ein Classenzimmer benutzen zu dürfen — man gestattete es nur unter drückenden Bedingungen, und als der unter Hunger und Krankheit zusammenbrechende Jüngling die Arbeit einige Wochen aussetzen mußte, verfuhr man aufs Schönste mit dem unvollendeten Werke: Marcus fand dasselbe, zurückkehrend, in Stücken über einander gehäuft in einer Kumpfkammer auf dem Akademie-Boden!

Schwach und schwindlig noch von seiner Krankheit, verzweifelt fast an der Möglichkeit, in alter jammervoller Weise weiter zu leben, erschüttert durch den Anblick seines zertrümmerten Werkes, hielt er gleichwol den Muth aufrecht. Er wollte dasselbe vollenden und — er vollendete es. Zwan der Schredliche war endlich fertig! Ein wunderbares Bildwerk: Der blutige Wütherich, in düstere Gedanken versenkt, auf einem Thronessel. Er fühlt sein Ende nahe und überdenkt mit aufsteigendem Schauer seine entsehbare Vergangenheit. Die auf seinen Knien ruhende Bibel hat ihm keinen Trost zu geben vermocht. Starr, fast verzweifelt sieht er da, aber auch so noch immer bereit, in wilder Bornes-aufwallung nach dem Eisenstabe, dem furchtbaren Vollzugs-Instrument seines Grimmes, zu greifen und Menschenleben zu vernichten.

Autokolsky wußte, was er in diesem Werke geschaffen, und forderte Prüfung desselben durch die Professoren; aber diese, der Richtung des jungen Künstlers überdies abgeneigt, bequerten sich nicht einmal dazu, die Treppen zur Bodenkammer emporzusteigen und verweigerten die Besichtigung. — Autokolsky blieb fest, so schwach und krank er war. Er wandte sich an den Präsidenten der Akademie, den Fürsten Gagarin und wiederholte seine Bitte, — diesmal mit besserem Erfolg. Der Fürst kam — und war hingerissen von dem Anblick des wunderbaren Werkes. Er versprach dem jungen Künstler jede Förderung und hielt Wort! Am nächsten Tage erschien er abermals, diesmal in Begleitung der kunstsinnigen Großfürstin Maria Paulowna. Die hohe herzensgütige Dame erstaunte. „Welch ein Werk! Rußland hat noch kein ihm ähnliches!“ rief sie in tiefer Bewegung aus. „Ich werde den Kaiser bestimmen, es anzusehen. Seien Sie getroßt!“

Autokolsky's Herz zitterte in der Brust vor Freude. Mit bebender Stimme dankte er für so viel Güte und Gnade. Doch da erhob sich ein neues Hinderniß. Man durfte dem Zaren nicht zumuthen, zur Besichtigung einer Schülerarbeit alle die Treppen hinauf in die Bodenkammer zu steigen! Das Bild mußte hinabgebracht, mußte unten aufgestellt werden. Autokolsky erkannte die Gefahr für sein Werk; er fühlte, daß er die nochmalige Zertrümmerung desselben nicht überleben werde und verweigerte den Transport. Vergebens erschöpfte Fürst Gagarin seine Bereitsamkeit, vergebens die Großfürstin ihre wohlwollende Entschiedenheit — der junge, franke, hungrige Künstler blieb unerschüttert bei seiner Weigerung. Die edle Großfürstin schüttelte den Kopf. „Man muß ihm seinen Willen thun; aber ebenso nöthig ist es, daß der Zar das Bildwerk sehe. Lassen Sie uns überlegen.“

Das Resultat war, daß, wie durch einen Zauber, sich Flur, Treppen und Bodenraum mit herrlichen Teppichen bedeckten, daß große Fenster das Licht in die Kammer ließen, daß die wüsten Mauersflächen von köstlichen Tapeten verdeckt wurden und — daß der Zar kam! — Auch bei ihm war die Wirkung die entscheidendste: des Künstlers Leben erhielt in diesem Augenblick den vollen Umchwung zum Glück — das Ziel war erreicht! Der Kaiser kaufte die Statue um hohen Preis; sie wurde in Bronze gegossen und zierte bald darauf die kaiserliche Kunstsammlung. Autokolsky aber, dessen Leben fortan ein Gegenstand ängstlicher Sorge für Rußland war, empfing eine lebenslängliche reiche Pension und den Befehl, seine Gesundheit in Italien zu pflegen und völlig herzustellen. Und so geschah es; Leben und Schaffenskraft blühten in dem beglückten Jünglinge neu auf. Im Jahre 1872 stellte er seinen vortrefflichen, höchst realistisch aufgefaßten Peter den Großen aus, 1874 seinen „Christus, als Gefangener vor dem Volk“, ein Werk, das beim ersten Anblick Befremden, dann wachsendes Staunen, endlich tiefste Ehrung und Erschütterung hervorrief und stets hervorruft wird. — Im Jahre 1875 schuf er für ein Grabmal auf dem Monte Testario die Bildsäule der Prinzessin Dolensky — das Ergreifendste, was man sehen kann. Die jugendliche Gestalt, auf einem Steine vor dem Grabeingang in stummer Verzweiflung, in händeringendem Gram dastehend, ganz aufgehend in dem einen Gefühl unbezwinglicher Trauer und hoffnungsloser Sehnsucht. Andere Werke folgten: 1876, „der sterbende Sokrates“, 1877 „Unersehlicher Verlust“ und „Christi letzte Augenblicke am Kreuz“ — Sie kennen sie, und es ist unnöthig, darüber ein Wort zu verlieren. Eins nur sage ich noch — und damit mag mein langer Vortrag sein Ende finden — in Autokolsky ist Alles vereinigt, was noch auf lange Zeit hinaus uns die herrlichsten Werke in reicher Production verbürgt, was ihm selbst die Unsterblichkeit sichert. Er ist ein Mann von tiefer eigenartiger Charakterbildung, nach Freiheit in der Kunst verlangend, nur im Höchsten sich selbst genügend,

Denker und Dichter und der unabhängigste originalste Künstler, der je gelebt!" —

Pawlowsky schweig; die Gesellschaft aber, tief erregt von seinen Worten, erhob sich, wie auf ein geheimes Commando, um noch einmal zu den Bildwerken zurückzukehren und Antokolsky's Werke, aus der tieferen Erkenntniß seines Lebens und Wesens heraus, noch einmal sinnend zu betrachten.

Ludwig Biemssen.

Hygienische Wanderungen.

Von Wilhelmine Buchholz.

II. Lehrjahre.

Sehr geehrter Herr Redacteur! Wenn man so sieht, was die Kinder heutzutage Alles lernen müssen, um später als gebildete Menschen durch die Welt zu kommen, so sträuben sich uns Aeltern, die wir noch nach der alten Methode erzogen worden sind, die Haare gewissermaßen einzeln auf dem Kopfe. Mein Schwiegerjohn, der Doctor, meint auch, daß heut zu Tage eine Schülerin aus der ersten Classe einer höheren Töchterschule von mehr Dingen Bescheid wisse, als vor zweihundert Jahren ein Professor, nur mit dem Unterschiede, daß dieser Latein und Griechisch wie seine Muttersprache konnte, während jene keine Sprache ordentlich kann. Dafür aber versteht sie etwas von Literatur, Physik, Chemie, Spektralanalyse, Geographie, Astronomie, Botanik, Zoologie, Zeichen, Malen, Musik und sehr vielen anderen Dingen, die erst in den letzten Zeiten erfinden worden sind.

Wie soll das Alles in die kleinen Köpfe hinein? Ich will nicht anfangen, darüber zu streiten, ob die Vielwifferei und Vielsekünderei gut ist oder nicht, aber es scheint ja, als wenn es nicht anders geht. Schon allein wegen des beliebten Lehrerinnenexamens nicht, das sich gegen das Ende der Schuljahre wie ein schreckhafter Götz erhebt, dem jahraus, jahrein Opfer gebracht werden. Wollen Sie wissen, welches Opfer vor allen anderen? Ich will es Ihnen sagen: die Sorglosigkeit der ersten Jugend.

Frühzeitig wird mit der Ausbildung begonnen, denn die Jahre eilen und der zu bewältigende Lehrstoff ist gewaltig angewachsen. Schon in den Kindergärten fängt die Erziehung an. Richtig gehandhabt, sind die Kindergärten wirklich eine Wohlthat für die Eltern sowohl, wie für die Kinder, wenn sie nämlich das bleiben, was sie sein sollen: Anstalten, in denen das belehrende Spiel die Hauptsache ist.

Mitunter aber — ich kenne das, weil ich eine Zeit lang Vorstandsmitglied war — wird viel zu viel Schule in den Kindergärten getrieben, so daß die Kleinen schon im dritten und vierten Jahre mit Lehrstoffen beschäftigt werden, die naturgemäß erst für das sechste Jahr passen.

Es läßt sich ja nicht leugnen, daß die Beschäftigungsmittel für die Kleinen sehr geschickt erdacht sind und die Legepiele, die Erbsenarbeiten, die Flechtmappen, die Ausstech- und Ausnäharbeiten und die übrigen den Formen- und Farbensinn, sowie die Geduld und Ausdauer übenden Materialien sich ganz reizend ausnehmen und ihren Zweck erfüllen, aber dieselben sind doch nur damit von unzweifelhaftem Werth, wenn sie die Augen nicht anstrengen.

Auf der Ausstellung sind ganze Massen sog. Fröbel'scher Lehr- und Beschäftigungsmittel vorhanden. Prüft man dieselben nun eingehend, so wird man bald finden, daß viele derselben wegen der Feinheit ihrer Muster das Auge zum Nahesehen zwingen und so kräftig und kribbelig sind, daß sie das Auge anstrengen müssen. Solche Materialien sind zu verwerfen, denn sie haben Kurzsichtigkeit zur Folge.

Es macht freilich den Eltern eine große Freude, wenn das Kleine mit einem Canavasföhrchen nach Hause kommt, das es ausgenäht hat, oder mit einem Lezezeichen u. dergl., aber wenn man bedenkt, daß auch ein wenig von dem klaren Augenlicht hineingearbeitet wurde, dann ist die Freude doch wol ein wenig zu theuer erkauft. Mein Schwiegerjohn gab mir vor einiger Zeit die Abhandlungen der württembergischen Commission, welche in den Kindergärten Untersuchungen über die Entstehung der Kurzsichtigkeit anstellte, und darin wird betont, daß Schreiben, Zeichnen und alle die feinen Arbeiten, welche vieles Sitzen und Nahesehen erheischen, aus den Kindergärten zu verbannen sind.

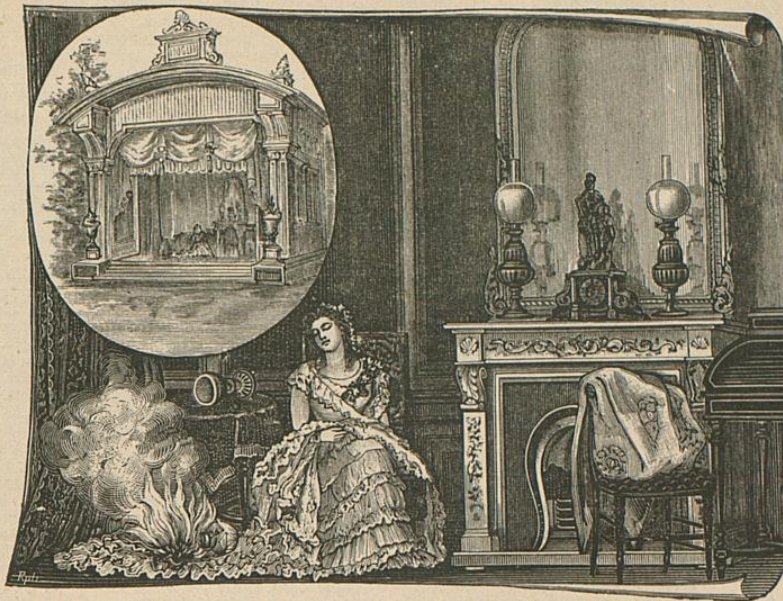
Das Auge muß später in der eigentlichen Schule ja noch früh genug an die Anstrengung heran, warum deswegen vor der Zeit damit anfangen?

Es ist auch eine ganze Schule ausgestellt. Wir mußten uns einfacher behelfen. Aber da jetzt so granfam viel gelehrt wird, ist es notwendig, daß auch mehr für die Gesundheit der Kinder geschieht, und darauf hinaus laufen alle Verbesserungen.

Da sind Schultische zum Stellen, damit die Kinder beim Schreiben und Lesen sich nicht zu weit vorbeugen und sich Verkrümmungen des Rückgrates oder eine hohe Schulter erwerben. Kinnstützen dienen dazu, den Kopf zurückzuhalten, damit die Augen zur Vermeidung von Kurzsichtigkeit nicht der Schrift zu nahe kommen. Auch gibt es Lehnen, an die das Kind angeknallt werden kann, um es an die normale Haltung zu gewöhnen, so daß ein solcher Schultisch eher wie ein Folterwerkzeug aussieht, denn als ein Gesundheits-Schulmöbel.

Was jedoch die Schule gut zu machen sucht, wird gar häufig im Hause wieder verdorben. Wenn das Kind seine Aufgaben für das Haus an Tischen macht, an denen es schief sitzt, so gewöhnt es sich dennoch die ungesunden Haltungen an, und zuletzt fallen die Partorganisirten den Orthopäden mit ihren Instrumenten zum Geradziehen anheim oder dem Augenarzte. Deshalb sind auch Schultische für das Haus konstruirt und dieselben sind schon deshalb empfehlenswerth, weil das Kind durch das Aufstellen eines solchen eine Arbeitsede, einen Platz erhält, an dem es seine Arbeiten machen kann. Es weiß dann, wohin es gehört und wird weder gestört, noch stört es andere, besonders, wenn Besuch kommt.

Von den vielen Apparaten, die zum Unterricht in den Wissenschaften dienen, habe ich natürlich keine Ahnung. Ich



Aus der Berl. Hygiene-Ausstellung: Imprägnirte Wolltoilette, nach Judlin's Methode.

habe sie mit einer gewissen furchtjamen Verehrung angesehen und mir im Stillen gesagt: „Wilhelmine, es ist ein wahres Glück, daß du nicht nötig hast, wieder zur Schule zu gehen.“ Und doch hätte ich fast wieder Lust dazu, denn als ich in der Schulbarade fragte, wo denn die Ruthe und der Stof hingien, sagte man mir, die seien abgethan, und an ihre Stelle wären Liebe und Güte getreten. Das gefiel mir sehr wol, obgleich ich keineswegs behaupten will, daß mir jemals Unrecht geschah, wenn ich etwas auf die Finger bekam. Käseköpfe waren auch schon damals bei uns nicht Mode. Jetzt sind sie gänzlich untergegangen, weil sie enorm unhygienisch sein sollen.

Mein Schwiegerjohn theilte mir mit, daß Professor Goltz in Straßburg direct die Schädlichkeit derselben nachgewiesen hat, indem er einem Meerfischweinchin so lange rechts und links hinter die Ohren schlug, bis es Krämpfe bekam. Solche Behandlung sind die Meerfischweinchin auch nicht gewohnt, und ich kann mir daher sehr wol denken, daß es nicht gut davon hatte.

Daß die Bewegung im Freien gesund ist, haben sie neuerdings ganz genau wissenschaftlich ergründet, und deshalb werden Spiele im Freien und das Turnen eindringlich empfohlen, um den schädlichen Folgen, welche das immense Lernen mit sich bringt, entgegenzuwirken. Es ist das gerade so wie mit dem Krieg und der Krankenpflege im Felde.

Auf der einen Seite werden die spitzfindigsten Apparate erfunden, um das junge blühende Leben zu tödten, den kräftigen Mann kampfunfähig zu machen, während auf der anderen Seite die einfachstvollsten Vorkehrungen getroffen werden, die Menschen zu erhalten und zur Genesung zu bringen, welche mit jenen Morbapparaten niedergestreckt wurden. So haben sie denn beide ihr Raffinement, sowohl der vernichtende Haß, wie die helfende Liebe.

Ob die letztere nun besonders durch wissenschaftliche Kenntniß groß und stark wird, das vermag ich nicht zu entscheiden.

Sind die Schuljahre vorbei, dann kommen Lehrjahre anderer Art, das heißt, wenn Eine nicht gerade die Absicht hat, als geprüfte Lehrerin ihr Brot zu suchen. Und das thun jetzt ja Viele. Dann gilt es, die Fähigkeiten zu erwerben, die für den Hausstand, für das praktische Leben erforderlich sind, und dabei kommt die Gesundheitspflege, die Hygiene auch in mancher Beziehung in Betracht.

Die hygienischen Regeln für das tägliche Leben sind im Grunde genommen einfacher Natur. Sie heißen Abwendung von Allem, was der Gesundheit Gefahr bringen kann und bei eingetretener Schädigung Mittel anzuwenden, den Schaden wieder so viel als möglich zu verringern. Dazu sind guter Wille und Achtamkeit erforderlich, die ja auch bei anderen Dingen die Grundlagen zu gutem Gelingen bilden.

Die Kenntniß der gefahrbringenden Schädlichkeiten muß erworben werden, wie jede andere Kenntniß, und da heißt es, Erfahrungen zu sammeln, die Lehren erfahrener Personen zu beherzigen und die Schriften und Bücher über diesen Gegenstand mit dem Vorfatze zu lesen, ihren Inhalt für das Leben zu verwerthen. Hierzu kann ich ein Buch empfehlen, das „die Pflege des gesunden und kranken Menschen, von Dr. Th. Hüperz“ betitelt und bei Emil Strauß in Bonn erschienen ist. Gerade die Pflege des gesunden Menschen muß beachtet werden, denn darin besteht die Hygiene des täglichen Lebens.

Wer ein solches Buch studirt, der wird bald finden, wie viele Sünden gegen die Gesundheitspflege aus Unkenntniß begangen werden und wie leicht dieselben mit gutem Willen und Achtamkeit vermieden werden können.

Ob die genaue Kenntniß der Literatur, der Spektralanalyse, des Telegraphen oder der Geographie von Sibirien glücklich macht, das weiß ich nicht, weil ich zu wenig davon verstehe, aber so viel weiß ich, daß eine Frau, welche das Leben und die Gesundheit der Ihrigen in gesunden und kranken Tagen zu fördern versteht, sich und Andere glücklich macht. Und dazu ist keine wissenschaftliche Vorbildung nötig, sondern es genügt die Benutzung der Rathschläge, welche die Männer der Wissenschaft geben.

Aber nothwendig ist der gute Wille, der Vorfatz mit Herkömlichkeit zu brechen und das Neue zu prüfen und nicht im Unverständnis zu verwerfen.

Nur auf ein Beispiel will ich aufmerksam machen. Alljährlich kommen, namentlich im Winter, Unglücksfälle durch Gardinenbrände vor und Verbrennungen durch explodirende Petroleumlampen. Die letzteren meistens daher, weil das Erdöl bei brennendem Dochte nachgefüllt wird, oder weil trotz aller Warnungen eine schlechte Sorte Petroleum zur Verwendung kommt. Beide Ursachen sind leicht zu vermeiden, indem man die Lampe vor dem Nachfüllen auslöscht und das schlechte, keineswegs billigere Del nicht kauft. Trotzdem bleibt es beim Alten.

Was die Gardinenbrände anbetrifft, so werden seit Jahren Flammenschutzmittel empfohlen, die der Stärke zugefetzt, den Stoff unverbrennlich machen, so daß er in den

Flammen nur verkohlt, nicht aber auflodert. Die chemische Waschanstalt von Judlin imprägnirt Woll- und Lüllgardinen ohne Preiserhöhung und hat auf der Ausstellung die Wirkung ihres Flammenschutzmittels in so überzeugender Weise zur Anschauung gebracht, daß sicherlich recht Viele es sich angelegen sein lassen werden, von der Imprägnirung Gebrauch zu machen.

Es ist aber auch gar zu wunderbar, wenn man die unverbrennliche Wollbade — natürlich nur aus Wachs — in ihrer leichten Toilette ohnmächtig auf dem Stuhle sieht, weil sie eine Petroleumlampe umgestoßen hat, deren brennender Inhalt wol einen Theil der Schleppe zerstörte, aber trotzdem das Wollkleid nicht in Flammen zu setzen vermag. Die Flammen brennen Tag für Tag an dem Kleid herum, aber dasselbe faßt kein Feuer und die Wachsbadame ist noch nicht geschmolzen, obgleich sie schon vom Beginn der Ausstellung im Feuer liegt, wie die Brautprobe in der „Walküre“ von Richard Wagner.

Das ist nur ein Beispiel; das praktische Leben bietet eine ganze Menge ähnlicher Fälle, wenn auch anderer Art und die wollen erkannt und gelernt sein.

Darum meine ich, kann man mit den Lehrjahren in hygienischen Dingen gar nicht rechtzeitig genug anfangen. Denn aus den Lehrjahren werden zuletzt Meisterjahre und was anfangs fremd und ungewohnt erscheint, wird schließlich etwas so Selbstverständliches, daß man nachher nicht weiß, wie es hat jemals anders sein können.

Feine Küche.

Orange-Marmelade (englisches Rezept). Man nimmt zu dieser Marmelade 12 Apfelsinen und 2 Citronen. Die Apfelsinen werden in Wasser gekocht, bis sie so weich sind, daß man sie mit einem Löffel durchstoßen kann. Nachdem sie abgekühlt sind, werden sie sorgfältig abgezogen, die innere weiße an der gelben Schale haftende Masse wird losgelöst und nicht benutzt, die gelbe Schale wird ganz fein geschnitten, sowie auch die dünne Schale der beiden Citronen. Man schabt das Innere der Apfelsinen so, daß alle Fasern und die Kerne entfernt werden. Dann wird der Saft der beiden Citronen hinzugefügt, eben so viel Zucker, als die Masse schwer wiegt, wird geläutert, dann das Ganze zusammen so lange (1 Stunde) gekocht, bis es die nötige Steife erlangt hat.

Kalter Eier-Pudding zum Stürzen. Ein Liter Milch wird mit 1 1/2 Pfund Zucker und einem Stük Vanille zum Kochen gebracht. 8 Eier werden mit ein wenig Milch tüchtig geschlagen und 4 bis 5 Blatt aufgelöste Gelatine darunter gerührt. Man gibt die geschlagene Masse in die kochende Milch und läßt dies unter stetem Rühren bis zum Kochen kommen. Als dann gibt man die Masse rasch in eine mit kaltem Wasser ausgefüllte Form und läßt sie erkalten. Der Pudding wird mit Fruchtstücke servirt.

Froschluppe. Die eßbaren Frosche sind im Herbst und Spätsommer am wolgenreichsten, während sie zur Laichzeit, Mai bis Juni, unschmackhaft sind. Circa 50-60 Froschleulen werden gereinigt und mit Salz bestrich eine Stunde zur Seite gestellt, dann werden sie nochmals gut gewaschen, abgetrocknet und ohne daß sie Farbe annehmen, in frischer Butter mit einer ganz fein geschnittenen Schalotte und 2-3 feingehackten Champignons geschmort. Nun träufelt man etwas Citronensaft darüber, fügt 1 Prise weichen Pfeffer, etwas Weißwein hinzu, dämpft die Keulen vollends gar, läßt die Keulen heraus und zerföhrt das Fleisch mit 4 hartgekochten Eigelben in einem Mörser. Von 75 Gramm frischer Butter und 50 Gramm Mehl macht man eine helle Mehlschwitze, gibt, sobald diese im Mörser köcht, 2 1/2-3 Liter Kalbfleischbrühe dazu, köcht die Brühe eine kleine Stunde, rührt dann das Froschpüree hinein und läßt es, ohne zu kochen, recht heiß werden, schmeckt nach dem Salze und richtet die Suppe über Maccaronis oder gerösteten Semmel-Croutons an. Auch Fischlöffchen kann man hinein legen, und wird die Suppe vorzüglich, wenn man vor dem Anrichten eine Dertasse voll kochenden süßen Rahm hinzu rührt. Zu Fastensuppe nimmt man statt der Kalbfleischbrühe Milch.

Curry von Fisch. 1 Möhre, 1/2 Pastinake, 1/2 Petersilienwurzel, 1/2 Knolle Sellerie und 5 mittelgroße Zwiebeln werden in nicht zu dicke Scheiben geschnitten und in 50-60 Gramm Butter weich gekocht, dann durch ein Sieb geschrien. Nun mischt man 2 1/2 Theelöffel voll Currypulver, 1 Eßlöffel voll Chutnee-Sauce und 1/2 Liter kräftige Fleischbrühe zu dem Püree. Die nötige Portion Fisch — Schleie, Dorsch oder Lachs — wird von Haut und Gräten befreit, das Fleisch in Würfel (etwa 2 Cent. groß) geschnitten; die Würfel werden in eine irdene Casserole gelegt, das Püree wird darüber gegeben, gut damit durchgeschwenkt und 15-20 Minuten auf schwachem Feuer gedämpft, wobei man abwechselnd immer etwas süßen Rahm oder Milch und Citronensaft darüber träufelt. In einem Reiserande wird das Curry angerichtet.

Appetitbissen (Bonchóos). Man bereitet nach früherer Vorschrift einen Blätterteig, dem man etwas Salz zusetzt, rollt ihn vorrichtsmäßig 4mal aus und läßt ihn zwischen jedem Ausrollen 25-30 Minuten an einem kühlen Orte ruhen. Nun rollt man den Teig ganz dünn aus, läßt kleine Kreulen von der Größe eines Weinglases davon aus; aus der Hälfte dieser Scheiben läßt man mit einem kleineren Glase Scheiben heraus, legt die so gewonnenen Ränder auf die mit Eiweiß bestrichenen größeren Scheiben und bädt diese und die kleineren Scheiben bei ziemlicher Hitze gar und schön gelbbraun. Unterdessen dämpft man in seine Würfel geschnittenes Hummerfleisch und Champignons (Koralenschwämme) in Hummerbrühe, fügt etwas Salz und Citronenschale hinzu, fällt dies in die Appetitbissen, legt die Deckel darauf und servirt sie recht heiß.

Filet à la duchesse. Das Filet eines 5-6 Tage vorher geschlachteten Ochsen klopft man leicht, nimmt ihm Fett und Seitenfleisch ab, enthäutet es und spirdt es zierlich aber dicht mit Streifen von Speck, Trüffeln, rohem Schinken und bestreut es mit dem nötigen Salze. Das Filet umbindet man nun noch mit Speckplatten, legt es in eine längliche Casserole, die womöglich nicht viel größer als das Filet ist, fügt 1/2 Liter kräftige Fleischbrühe und 1 Liter Rheinwein dazu, fügt 1 Ghalotte, etwas Citronenschale, 1 Möhre, 1 Kräuterbündel, die gut gereinigten Trüffelabfälle und etwas Gewürz hinzu, schließt die Casserole und dämpft das Filet auf schwachem Feuer unter recht fleißigem Begießen 1 Stunde, gibt noch ein Glas Madeira hinzu, legt einen mit glühenden Holzstößen beschwerten Deckel darauf und läßt das Filet noch 1/2 Stunde dämpfen. Ist das Fleisch weich, so nimmt man es heraus, dann entsetzt man die Sauce, seigt sie durch, gibt 1 Theelöffel voll Fleischertract (Siebig) oder einige Eßlöffel voll brauner Coulis dazu und köcht sie nochmals auf. Vom Filet entfernt man nun die Speckumhüllung, tranchirt es, legt es in seiner natürlichen Gestalt wieder zusammen, bestreicht es mit Glace und gießt von der Sauce darüber. Rings um den Schüsselrand legt man Kartoffel-Frittüren. Wünscht man die Sauce sämiger, so kochte man etwas braune Mehlschwitze mit derselben durch.

Matelotte von wilden Tauben. Einige wilde, gut vorbereitete, sorgfältig flammirt und gefäurberte Wildtauben werden halbrirt und läßt man sie dann in einer Casserole in brauner Butter von allen Seiten braun werden, gießt etwas Fleischbrühe darunter, fügt etwas braunes Mehl hinzu und läßt die Tauben langsam, wobei man Schaum und zuletzt das Fett abnimmt, gar dämpfen. Zu 4-5 Tauben rechnet man 25 kleine geschälte Champignons, die man in Butter gar dünstet; ebenso viel kleine geschälte Zwiebeln wendet man in Ei und Partiermehl ein und bädt sie in heißem Schmalz gar und braun, gibt beides mit ebenso viel Krebschwanz oder 1/2 Liter ausgehüllten Garnelenschwanzchen zu den Tauben, fügt ein Glas Portwein oder Rothwein hinzu, läßt die Matelotte nochmals aufkochen, schärfst sie mit etwas Citronensaft, schmeckt nach dem Salze und richtet sie umgeben von Semmel-Croutons, an.

Chaud-froid von Feldhühnern. 4-5 junge Feldhühner werden gut gereinigt und mit Speckplatten umwunden am Spieß oder im Ofen schön saftig gebraten, dann in Viertel zerlegt. Au dem Fond der Feldhühner giebt man 1/2 Liter braune Coulis, sowie in Scheiben geschnittene Trüffeln, welche man, ein Gemisch aus halb Madeira, halb Rothwein, dampfte sammt ihrem Fond, und läßt es kurz einkochen; dann entsetzt man die kräftige Essenz und gibt etwas in Fleischbrühe aufgelöste Gelatine hinzu. Die Feldhühnerviertel taucht man in die Sauce, richtet sie hügelartig auf einer Schüssel an; die Sauce giebt man rings um das Fleisch und stellt die Schüssel zum Erstarren auf Eis. Vor dem Anrichten garnirt man die Speise mit einem Kranze von verschiedenfarbigen, in schräge Vierecke geschnittenen Apis.

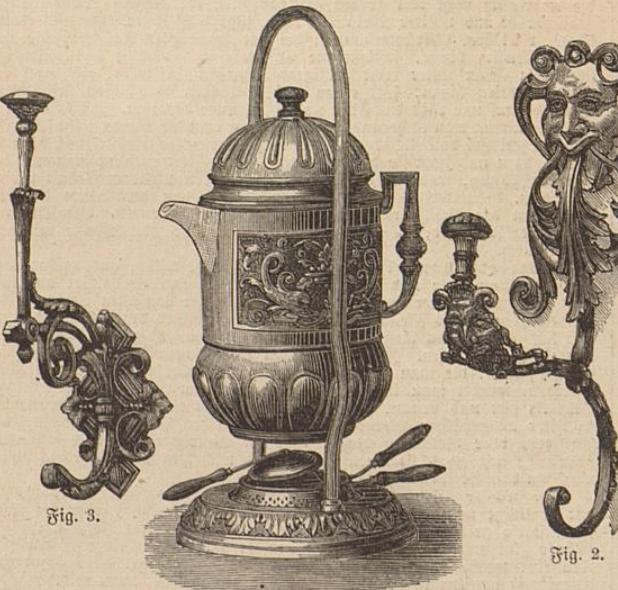
Rivernoise. Recht gute weiße Rüben und Carotten, beide zu gleichen Theilen, werden gut gewaschen und mit einem Gemüsemesser in Form von Oliven geschnitten, diese werden nochmals reich gewaschen, dann in siedendes gesalzenes Wasser geworfen, in welchem man sie 3-5 Minuten stehen läßt, worauf man sie auf einen Steinbüchschlag legt, mit kaltem Wasser übergießt, dann abtropfen läßt. Mit einigen Schüsseln voll kräftiger Fleischbrühe, etwas Butter, 1 Biße Salz und 1/2 Theelöffel voll Jüder dämpft man das Gemüse gar. Recht kräftige helle Fleischbrühe löst man mit etwas weißer Coulis ein, schmeckt nach dem Salze, zieht diese Sauce mit 3-4 Eidottern ab, gibt das Gemüse, das fast gar keine Sauce mehr haben darf, dazu und richtet es, umgeben mit geputzten Filets von Kalbsmilch, an.



Luftdurchseuchter (Zyrrubrunnen). Es ist eine traurige Thatsache, daß die meisten Menschen in ihren Wohnräumen viel zu wenig für die Erhaltung einer für den Athmungsproceß, der einen so bedeutenden Einfluß auf das Wohlbefinden des Körpers ausübt, geeigneten Luft besorgen. Fragen wir uns, welche Eigenschaften muß denn die Luft besitzen, um in gesundheitlicher Beziehung nicht nachtheilig zu wirken, so ist die Antwort: Eine gute Zimmerluft muß, abgesehen davon, daß sie staubfrei ist und überhaupt keine schädlichen Beimengungen enthält, stets die nöthige Menge Sauerstoff und den nöthigen Feuchtigkeitsgrad besitzen. Eine zweckmäßige Ventilation erfüllt die erste Forderung und nur allzu häufig glaubt man damit genug gethan zu haben, bedenkt aber nicht, daß die feisch in das Zimmer strömende Luft mehr oder weniger bald erwärmt wird, namentlich im Winter. Sie erhält dadurch eine größere Aufnahmefähigkeit und Haltekraft für Wasserdampf, den sie, sobald keine andere Quelle vorhanden, den Körpern der Zimmerbewohner entzieht. Es ist daher durchaus gerathen, der Luft Gelegenheit zu bieten, sich mit Feuchtigkeit sättigen zu können. Man hat dieses bislang einerseits dadurch, allerdings in nur unvollkommener Weise, zu erreichen versucht, daß man Schalen mit Wasser im Zimmer aufstellte; andererseits wandte man rotirende Luftdurchseuchter an, die indessen wegen der bewegten Theile keine Garantie für die dauernde Gebrauchsfähigkeit bieten. Wir schließen uns der obigen im „Metallarbeiter“ enthaltenen Ausführung an und verweisen auf einen sinnerreich von L. Heinrich in Widau construirten Apparat, der wie eine Fontaine wirkend, die Flüssigkeit in Staubform äußerst fein vertheilt, in die Zimmerluft spritzt und derselben rasch den nöthigen Feuchtigkeitsgrad verleiht (s. nebenstehende Abbildung).

Der Apparat besteht im Wesentlichen aus folgenden Theilen: dem kugelförmigen Dampfwärmer, dem Zerstäubungs-Apparate und der zur Aufnahme der zu zerstäubenden Substanz dienenden Schale. Der in dem Dampfwärmer erzeugte Dampf tritt durch das nach oben führende Rohr in das Dampfstrahlrohr. Durch das Ausströmen des Dampfes aus der Spitze des letzteren wird in dem danebenliegenden Rohre die zu zerstäubende Substanz aus der Schale ausgefangt und vermischt sich beim Ausströmen mit dem Dampf, so daß beide Theile einen feinen Dampfstrahl bilden. Zur Erreichung der Luft und um sie geruchlos zu machen, kann man „übermanganäures Kalk“ anwenden. Dasselbe wird in einer reinen Flüssigkeit mit Wasser aufgelöst und von dieser dunkelblauen Lösung dem Wasser der Schale zugefügt. Einige Tropfen dem Wasser zugefügtes Eau de Cologne etc. bringen durch die Zerstäubung in äußerst feine Atome die intensivste Wirkung hervor. Ebenso genügt ein ganz geringes Quantum dem Wasser beigemischte Arznei, um die Atmosphäre eines Zimmers vollständig mit dem Medicamente zu erfüllen. In Blumentide eingeseigt, führt der Luftdurchseuchter vermöge seiner fontänenartigen Wirkung den Pflanzen die zu ihrem Gedeihen notwendige Feuchtigkeit auf eine so zweckmäßige Weise zu, daß der wolkthätige Einfluß in sehr kurzer Zeit an den frischen Farben und dem üppigen Wuchsthum der Blumen wahrzunehmen ist. Jedem, der in richtiger Erkenntniß der Nothwendigkeit die Luft seiner Wohnräume verbessern will, ist der Luftdurchseuchter als durchaus zweckentsprechender und billiger Apparat zu empfehlen.

Neue Wiener Kaffeemaschine. Die beliebteste unter den Kaffeemaschinen hat, wie die beste Abbildung (Fig. 1) zeigt, ein neues, künstlerisch im Stil der Renaissance hergestelltes Aeußere erhalten und kann daher in diesem Gewande auch den Ansprüchen eines verfeinerten Geschmacks ge-



nügen. Die neue Wiener Kaffeemaschine wird bis jetzt nur für eine Anzahl von vier und sechs Tassen gefertigt und kostet 27 beziehungsweise 36 Mark. **Neue Garderobehalter,** zur Verwendung im Corridor wie im Zimmer, gleichfalls im Stil der Renaissance ausgeführt, werden von uns

Abbildungen (Fig. 2 und 3) illustriert. Sie sind, gleich der im Renaissancestil ausgeführten Wiener Kaffeemaschine, im Magazin des Königl. Hoflieferanten G. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstraße 88 vorrätig und kosten (Fig. 2) 10 Mark, der andere (Fig. 3) 3,50 Mark das Stück. Die Halter sind auch dafür eingerichtet, auf Leisten geschraubt zu werden, wie letztere in unseren Vorjahren üblich sind.

Beschreibung des colorirten Stahlstich-Modenbildes vom 1. September.

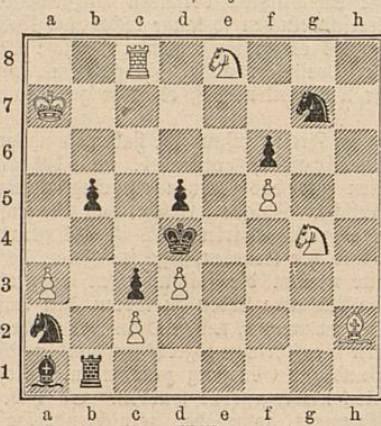
Fig. 1. Branttoilette. Die Vorder- und Seitenbahnen des Rockes aus weißem Taffet sind in der Weise der Abbildung theils in in Toffalten, theils in in Plißfalten geordnetem weißen Atlas überdeckt. Die hinteren Rockbahnen aus gleichem Atlas werden am unteren Rande mit Baden begrenzt und mit einer in Toffalten geordneten Rüsche aus Seidentüll garnirt; letztere ist in Windungen aufgesetzt und in regelmäßigen Zwischenräumen mit Wirthsbouquets verziert. Die vorn in Falten geordnete Schärpe, welcher an der Seite ein Wirthsbouquet aufliegt, endet hinten in einer reichen, mit seidenen Franzen ausgestatteten Schärpe. Die kurze Schnebentaille aus weißem Atlas ist am Rande, sowie an den Vermeßn mit Baden begrenzt und mit Spitze und Wirthsbouquets garnirt. Mantel-artiger Schleier aus Seidentüll und Wirthschrone vervollständigend die Toilette.

Fig. 2. Elegantes Promenadenkleid. Der Rock aus Taffet ist am unteren Rande mit zwei je 7 Cent. breiten, à plissé gefalteten Frisuren von gleichfarbigem Rajdmir, und oberhalb derselben mit einem vorn 90, hinten 57 Cent. hohen, in breite Falten geordneten Volant, welcher am unteren Rande mit einem 14 Cent. hohen Streifen von terracotta-farbenem Sammet ausgestattet ist, garnirt. Aus gleichem Sammet stellt man den vorderen Garniturtheil her, während der hintere Theil, sowie die Taille und Pelserie aus Rajdmir gefertigt sind; letztere ist mit einem hohen Kragen und einem Revers von Sammet ausgestattet und wird mit einer Metall-agraffe geschlossen. Hut aus Spitzen mit terracotta-farbenen Federn und Sammetband verziert.

Wir bringen fortan, um unseren Abonnenten längere Zeit zum Lösen der Aufgaben zu gewähren, die Auflösungen an dieser Stelle 4 Wochen nach Erscheinen der Aufgaben.

Schach.

Aufgabe Nr. 111.
Von Jacob Elson.
Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 109 Seite 240.

- Weiß.
- 1. Dg7 - g3.
- Schwarz.
- 1. Se3 n. c2 oder - f5.
- Weiß.
- 2. e2 - e4 matt.
- A.
- Weiß.
- 1.
- Schwarz.
- 1. Beliebig anders.
- Weiß.
- 2. D. oder S. matt.

Auflösung der Damepiel-Aufgabe Nr. 14 Seite 240.

- Weiß.
- 1. d4 - e5.
- Schwarz.
- 1. f6 n. e5.
- Weiß.
- 2. d2 - c3.
- Schwarz.
- 2. b4 - d2 (schlägt c3) oder d4 - b2 (schlägt c3).
- Weiß.
- 3. c1 - a7 (schlägt drei Steine) und gewinnt.

Rösselsprung-Aufgabe Nr. 5.

durch	dem	tel	die	sich	phrat	Pro-	jüngst
Was	ser	ge	Eu-	phe-	ich	der	schiff-
auf	den	tet	Den	Au-	te	von	sag'
Fraum	be-	in's	Baum.	Dir	te,	te,	gold-
Wlgt'	ich	Nor-	den-	Streis-	tie-	te,	Kluf-
ich.	Al-	the	em-	Sag'	ser-	ne	ger-
Mis	gen-	träumt	die	in	Fin-	se	e-
jo	Doch	pfing-	rö-	Waf-	Po-	ab	Ring

Räthsel.

In jenem Land, wohin die Pilger wallen,
Wo wechselnd Fluch- und Gnadenworte schallen,
In jenem Land, wo gern der Künstler lebt,
Nach edler Meister Vorbild schafft und strebt,
Der Kunst geheimstes Wesen zu ergründen,
In jenem Lande ist mein Wort zu finden,
Als schöner Schmuck an seines Königs Throne,
Als edler Stein in seines Königs Krone.
Wenn Du von meines ganzen Wortes Zeichen,
Vorn und am Schluß ein einziges läßt weichen,
So ist's in eines andern Landes Gauen
Mit mächt'gen Höhn am schönen See zu schauen.

Quadrat-Räthsel.

B	B	B	C	C
U	U	U	E	E
D	L	R	R	R
A	A	A	A	A
A	R	S	Z	E

Die Buchstaben in den Feldern des nebenstehenden Quadrats lassen sich so ordnen, daß die erste Reihe eine Künstlerin ersten Ranges, die zweite einen Componisten, die dritte einen Roman, die vierte einen guten Bekannten unserer Leserinnen und die fünfte einen beliebten Schriftsteller der Gegenwart nennt. Die Anfangsbuchstaben der fünf Reihen, von oben nach unten gelesen, geben den Namen eines Bühnendichters.

Correspondenz.

Anonyme Anfragen bleiben unberücksichtigt. Die Antworten erfolgen entweder direct oder im Briefkasten, letztere unter den Initialen des Anfragenden oder unter sonstiger gewünschter Bezeichnung.

Toilette, Mode, Handarbeit. Zwei Schwestern aus Schwaben Sie sich an das Tapissier-Geschäft von F. Seeligmann, Berlin, Gertraudenstr. Nr. 19. — **Abonnetin Rittergut G.** Die Färberei von Spindler, Berlin, Wallstr. Nr. 12 wird guten Rath ertheilen können. — **M. W. Niga.** Aufwinden und Köpplbriefe sind von Frau Sara Kasnuffen, Kopenhagen, Sillegade Nr. 1 zu beziehen. — **A. A. in Ch. de fonds.** Der Leinwand Köhler in Schmeideberg in Schlesien übernimmt das Spinnen und Weben solcher Seidenstoffe. — **R. B. in N.** Wählen Sie hellblauen voile. — **Theodore in D.** Das „Seidhaus“, Berlin, Königgräberstr. 90, vermittelt den Verkauf von Handarbeiten. — **M. N. in K.** Das Reinigen und Ausbessern aller werthvoller Stidereien übernimmt Frau Pauline König, Berlin, Lützowstr. 85 II. — **Udele Z. in St. Louis Mo.** „Garper's Bazar“ (Garper & Brothers, New-York, Franklin Square). — **L. W. 120.** L. W. findet sich auf Seite 114 von 1881. — **L. W. in W.** L. M. auf Seite 102 und A. M. auf Seite 99 von 1881. — **Abonnetin seit dem Jahre 1859.** M. R. steht auf Seite 103 von 1882, L. R. auf Seite 231 von 1881. — **S. N. in N.** H. N. auf Seite 163 von 1881, S. N. wird in einer der nächsten Nummern erscheinen. — **Bayerische Abonnetin.** C. D. (Kreuzstich-Stiderei) f. Seite 375 von 1882, C. D. (Kreuzstich-Stiderei) f. Seite 103 von 1882. Die anderen gewünschten Monogramme sollen demnächst erscheinen. — **Abonnetin von der sächsischen Grenze.** C. N. in Kreuzstich-Stiderei f. Seite 310 von 1881, W. N. werden Sie in einer der späteren Nummern finden. — **N. W. in N.** In Betreff des gewünschten großen Monogramms müssen Sie sich schon an C. Hehl, Berlin, alte Jakobstr. 76, wenden.

Haushalt und Küche. Fr. B. in G. Zur Conservirung von Pflaumen dient am besten Salicylsäure. Letztere soll nicht der Gefe beige-mengt werden, sondern man widelt die Pflaumen in Pergamentpapier, welches vorher in einer Salicylsäurelösung eingeweicht worden war. Für den Transport der Gefe in Kisten muß man die Innenwände der letzteren mit der Lösung bestreichen. Salicylsäure erhalten Sie in reinstem Zustande von Dr. F. v. Heyden in Dresden. — **A. C. in B.** Um reife Stachelbeeren einzumachen, wäscht man dieselben zunächst ab, löst sie zu Drei, läßt sie etwas abtrocknen und treibt sie durch ein Haarsieb, dann löst man ein dem Stachel-beermus an Gewicht gleiches Quantum Jüder über dem Feuer in etwas Wasser auf, löst den Jüder so weit ein, daß er schwere Tropfen wirft, gibt das Mus dazu und löst bis zur Dicke von Pflaumenmus ein. Nachdem das Mus etwas erkalte ist, füllt man die nun fertige Conserve in Gläser. Nimmt man nur gelbe Stachelbeeren, so erscheint die Conserve schön gelblich, wie die aus Aprikosen, aus rothen Früchten gleicht sie der Kirsch-conserve. Man kann auch folgenmaßen verfahren: die gedünsteten und durch ein Sieb getriebenen Stachelbeeren werden mit dem gleichen Gewicht Jüder während 3 Stunden zu Mus gelocht; zieht ein Büffel voll Mus, auf einen Teller gebracht, an der Luft ein Häutchen, so ist die Marmelade fertig. Der Geschmack derselben wird aber erst durch einen Zusatz von Himbeeren außerordentlich verbessert. Die Himbeeren dürfen jedoch erst etwa 10 Minuten, bevor die Stachelbeeren genügend lange gelocht haben, hinzugegeben werden, weil sonst ihr Aroma sich verflüchtigt und die schöne Farbe leidet. — **W. N. 3.** Prof. Hirzel gibt folgende Vorschrift zu einem Blumen-Potpouri: 100 Gramm getrocknete Lavendelblüthen, 100 Gramm trockene Rosenblätter, 50 Gramm großes Weidenwurzelpulver; zerbrochene Gewürznelken, Zimmetrinde, Piment, von jedem 12 Gramm. — **C. P. in St.** Die von England bei uns mit großer Declame eingeführte Seife, genant „Sinclair's Cold water soap“, angeblich die „reinste und concentrirteste der Welt“, ist, wie ein Fachmann in der Zeitschrift „Der Seifenfabrikant“ darlegt, eine gewöhnliche Harzseife, welche durchaus keinen Vorzug vor den in Deutschland fabricirten Producten dieser Gattung besitzt. Bei einem Vergleich mit deutschen Seifen fand sich in der englischen ein Zusatz von Calcium, der also als Verschlechterung angesehen werden muß. — **Al. in B.** — **W. G.** Glimmerplatten in allen Größen fertigt Max Raphael in Breslau. — Das einfachste und sicherste Mittel, dem gebrauchten Holographen wieder eine spiegelglatte Fläche zu verleihen, besteht darin, daß man die Oberfläche desselben gleichmäßig mit etwas Spiritus überzieht und denselben dann anzündet; man erhält nach dem Wiedererstarren der Masse wiederum eine druckfähige Fläche. — **Döbberhöfen** werden von der Darmstädter Hefefabrik der Gebr. Räder zum Preise von 90 Mark fabricirt.

Kosmetik und Gesundheitspflege. Abon. a. d. Rande. — **Fr. A. A. in R.** — **A. v. W. in B.** Das Eau de Rosabio genannte Haarfarbmittel kauften wir zur Untersuchung beim Hoffriseur Knöfel, Berlin, Wauerstr. 56-58. Das Mittel kostete 6 Mark; es ist nicht schädlich (enthält Wismuth, kein Blei), ob es aber hält, was es als Kosmetikum verspricht, können wir freilich nicht sagen. — **Abon. in H.** Wenn das Haar von Natur dunnel wird, so läßt sich dagegen unerses Wissens medicinisch nicht vorgehen; die blonde Farbe erhalten, beziehungsweise wiedergeben kann man nur mit Hilfe des unschädlichen Haarbleichmittels Wasserstoffsuperoxyd. — **Maiglockchen, Vanrenth.** Die Pastapompabour genannte Hautpomade von Dr. A. Riz Wittve in Wien besteht nach der Untersuchung von Dr. Schäbler aus einem Gemisch von feingeriebenen entschälten Mandeln und Cold-cream oder Wachsomade. Unschädlich ist ein solches Gemisch, aber ebenso gut und viel billiger durch jeden Apotheker herzustellen. Sommerprossen kann diese Pasta nicht vertreiben. — **Abon. in Schlesien.** — **Adore W.-berg.** Wir ertheilen keine ärztlichen Rathschläge. — **Anna Z. in G.** — **Wiesensblüthen in Gr.** Das von E. Kariq in Berlin SW., Friedrichstr. 196, unter dem Namen „Pilotkron“ verkaufte Enthaarungsmittel ist völlig unschädlich. — **Abon. in B.** Es wird uns von einer Abonnetin gegen Kopfschuppen und Haarausfall aus eigener Erfahrung die Anwendung des Chinolin-Haarspiritus der Grünen Apotheke (Wittich u. Wenterdorf, Hoflieferanten), Berlin N., Chausseestraße 21, empfohlen. Verjüden Sie es einmal mit diesem Mittel; unschädlich ist dasselbe gewiß; Chinolin wird als hervorragendes Antisepticum von den Aerzten gerühmt. — **F. v. W.** Alle bleibhaltigen Haarfarbmittel, also auch der Hair Vigor, sind gesundheitsschädlich, der Verkauf derselben von den Polizeibehörden untersagt. Aus-schlage, Bleichfolt und andere Zeichen der chronischen Weibvergiftung sind oftmals die Folgen längeren Gebrauches solcher Mittel.

Verschiedenes. **Charitas.** 1. Als geeignete Sammelobjecte zwecks Verwerthung für das geplante Reichs-Waisenhaus empfehlen wir außer den Seite 64 und 112 in der „Correspondenz“ genannten: Stanniol (Flaschen-tapfeln), Patronenhülsen, Apfel- und Birnenkerne, alte Gummistreife (von Wälden und bergl., aber nur solche ohne Jaugeinlage), Flaschenstopfe, Berliner Rabattparischeine, alte Photographien (bes Silberhaltiges wegen ihrer erwünscht). Die Verwerthung der Gegenstände übernimmt aus Liebe zu diesem Werke der Barmherzigkeit unter Anderen auch Frau Marie Herzog in Wis-sen a r t bei Stendal. 2. Oberfeldmeister oder -meisterinnen können nur diejenigen Personen werden, die 200 Karten abgeben = 10 Schulen gründen. Lassen Sie sich Statuten und Anleitung zum Fächten u. s. w. von Herrn Rader-mann (Reichs-Oberfeldschule) in Magdeburg kommen.

Zur Herbst-Saison.

Wir empfehlen den Inhabern von Putzgeschäften und Putz-Modistinnen als das beste Fachjournal für ihre Zwecke

ILLUSTRIRTE COIFFÜRE

(NEBEN-AUSGABE DER DAMENZEITUNG „BAZAR“)

MODEJOURNAL FÜR DAMENPUTZ

PREIS VIERTELJÄHRLICH 3 M.

Inhalt:

Colorirte Hutbilder **Colorirte Hutköpfe**
(à 6-7 Modelle). (3/4 Lebensgröße).

Colorirte Costümbilder **Tableau's mit Hauben,**
à 2-3 Figuren. Lingeries etc.

Abonnements für 1883 October-Quartal werden schon jetzt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten angenommen.

Probe-Nummern versendet direct gratis und franco die Verlagshandlung, Berlin SW., 4. Enkeplatz.